

PAUL GAUGUIN

VORHER UND NACHHER



Βιβλιοθήκη
ΤΕΛΛΟΓΛΕΙΟΥ
ΙΔΡΥΜΑΤΟΣ
ΤΕΧΝΩΝ
Α.Π.Θ.
Κωδ. 17717 -

ND
553
G27
A43
1920
c.2



Δωρεά
Παύλου & Ανδρέα Καλλιγιά

Βιβλιοθήκη Μαρίνου Καλλιγιά

0640011832



P A U L G A U G U I N /

VORHER
UND NACHHER

*

Aus dem
Manuskript übertragen von
Erik-Ernst Schwabach

18/7



1 * 9 * 2 * 0

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

181

COPYRIGHT 1920 BY KURT WOLFF VERLAG IN MÜNCHEN
DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

VORWORT

UNGERN nur entschließe ich mich, diesem Marquesischen Tagebuch Paul Gauguins ein Vorwort voranzuschicken, und beabsichtige auch keineswegs, mit dem üblichen Pathos auf seinen Wert, seinen Esprit und Charme hinzuweisen. Weiles wertvoll, witzig und reizvoll ist, übertrug und veröffentliche ich dieses Buch, das für sich selber sprechen wird.

Auf das Folgende aber sei besonders hingewiesen: Nicht nur muß der Leser immer wieder an Gauguins ständig wiederkehrenden Satz: „Ceci n'est pas un livre“ sich bei der Lektüre erinnern, er muß wissen, daß dieses dem Nachlaß entstammende Manuskript (falls der Autor an seine Veröffentlichung überhaupt dachte) im vorliegenden Zustand nicht „druckfertig“, das heißt nicht überarbeitet, abgerundet, gefeilt war. Der Übersetzer aber fühlte sich nicht berechtigt, in dieser Hinsicht den Autor zu verbessern. Und da er bemüht war, die Übertragung so wort- und stilgetreu wie nur irgend möglich zu fassen, glättete er auch im deutschen Text jene Stellen nicht, die, ebenso wie im Original, seinem eignen Ohre oft uneben genug klangen.

Der Plan, dem Tagebuche einen Kommentar beizufügen, wurde erwogen. Bei der Fülle des Materials indessen (wo anfangen, wo aufhören?) wäre es ein allzu großer

Ballast geworden, und wäre letzten Endes doch unvollständig geblieben. Denn es wäre nicht gelungen, jene unverständlichen Ausführungen, Anspielungen und Witze zu erläutern, für die mir auch mit dem Gauguinkreise wohlbekannte Personen keine Erklärung zu geben vermochten.

Endlich habe ich das Bedürfnis, in aller Öffentlichkeit für die hilfsbereite Unterstützung, die meine Arbeit von vielen Seiten erfuhr, zu danken. An erster Stelle danke ich Augustus Schmehl.

Schloß Märzdorf, August 1920

ERIK-ERNST SCHWABACH

VORHER UND NACHHER

AUF DEN MARQUESAS

1903

ZUM WEINEN ZUM LACHEN

ZUM STERBEN ZUM LEBEN

ZUM LEIDEN ZUR FREUDE

IN SECLA SECULORUM

HERRN FONTAINAS WIDME ICH ALLES DIES, ALLES DAS
GEREIFT IN UNBEWUSSTEM GEFÜHL, GEBOREN IN EINSAMKEIT
UND WILDNIS,
ERZÄHLT VON EINEM UNARTIGEN, ABER MITUNTER NACHDENK-
LICHEN KINDE;
UND DOCH IN DIE SCHÖNHEIT VERLIEBT.
DAS PERSÖNLICH SCHÖNE IST DAS EINZIG MENSCHLICHE.

PAUL GAUGUIN

DIES ist kein Buch. — Ein Buch, ein schlechtes Buch selbst, ist eine große Sache. Irgendeine Wendung, ausgezeichnet im vierten Kapitel, wäre unpassend im zweiten. Nicht jeder ist vom Handwerk.

Ein Roman?! Wo fängt er an, wo hört er auf? Der geistvolle Camille Maclair gibt ihm die endgültige Formel. Vortrefflich! Bis zu seiner Zeit ein neuer Maclair erscheint und uns eine neue Formel verkündet.

Wie denn? Genügt die Wirklichkeit nicht, um über sie zu schreiben? — Und schließlich ändert man sich auch. Früher haßte ich Georges Sand; nun macht Georges Ohnet sie mir beinahe erträglich. In Emile Zolas Romanen sprechen die Wäscherinnen und Portierfrauen ein Französisch, das mich wenig begeistert. Haben sie zu sprechen aufgehört, fährt der ahnungslose Zola in demselben Ton und demselben Französisch fort.

Ich möchte es nicht tadeln. Ich bin nicht vom Handwerk. Ich möchte schreiben, wie ich meine Bilder male. Heißt: Nach Lust und Stimmung und den Titel erst lange hinterher finden.

Memoiren?! Sie sind Geschichte, sind Daten. Alles in ihnen ist interessant. Nur der Autor nicht. Man muß auch sagen, wer man ist, von wannen man kommt. Muß

beichten. Das ist eine große Sache nach J. Jacques Rousseau. Erzählte ich euch, daß ich mütterlicherseits von einem Borgia von Aragon, Vizekönig in Peru, abstamme, ihr glaubtet mir nicht und würdet mich anmaßend schelten. Erzählte ich aber, daß diese Familie eine Familie von Kloakenreinigern ist, ich erntete Verachtung.

Erzählte ich euch, daß sie vom Vater her alle Gauguin hießen, ihr nenntet mich völlig naiv. Bespräche ich diesen Fall zum Beweis, daß ich kein Bastard bin, würdet ihr skeptisch lächeln.

Das Beste wäre zu schweigen. Aber es ist bitter, schweigen zu müssen, wenn einem die Lust zum Reden kommt.

Die einen haben ein Ziel im Leben, die anderen haben keins. Seit langem predigt man mir Tugend. Ich kenne sie, aber ich liebe sie nicht.

Das Leben ist Bruchteil kaum einer Sekunde.

Wie in so kurzer Zeit sich Ewigkeit bereiten?!!

Ich wollte, ich wäre ein Schwein. Nur der Mensch kann lächerlich werden.

Ehemals brüllten die großen Raubtiere. Heute sind sie ausgestopft. Gestern waren wir im 19. Jahrhundert, heute leben wir im 20., und ich versichere euch, weder ihr noch ich werden das 21. erleben. Zum Ausgleich vor lauter Leben träumt man Rache und muß mit dem Traum sich begnügen. — Aber der Traum flog fort, — die Taube auch. Spielereien das.

Ich gehöre nicht zu denen, die trotzdem auf das Leben schimpfen. Man hat gelitten, aber auch genossen; und —

war es so wenig noch — daran erinnern wir uns. Ich liebe die Philosophen. Freilich nicht allzusehr, wenn sie mich langweilen und pedantisch sind. — Ich liebe auch die Frauen, wenn sie rund und lasterhaft sind; mich stört es, wenn sie Geist haben, diesen Geist, der mir zu geistreich ist. — Ich habe mir immer eine dicke Mätresse gewünscht und nie eine gefunden. Mir zum Schabernack sind sie immer flach.

Darum darf man nicht sagen, daß ich keinen Sinn für die Schönheit hätte; aber meine Sinne wollen sie nicht. Man sieht: Ich kenne die Liebe nicht, und ich müßte mir für die Worte: „ich liebe Dich“ alle Zähne zerbrechen. Versteht ihr nun, daß ich kein Dichter bin? Ein Dichter ohne Liebe!! Die schlaunen Frauen erraten es: deshalb mißfalle ich ihnen.

Ich beklage es nicht und sage wie Jesus: „Fleisch ist Fleisch und Geist ist Geist.“ Dank dieser Erkenntnis befriedige ich mein Fleisch um einiges Geld, und mein Geist bleibt ruhig.

So bin ich dem Publikum als ein jeder Empfindung bares Vieh vorgestellt. Unfähig, seine Seele um ein Gretchen zu verkaufen. Ich war nicht Werther, werde Faust nicht sein. — Wer weiß? Vielleicht sind Luetiker und Alkoholiker die Männer der Zukunft. Mir scheint, als wandelte sich die Moral gleich den Wissenschaften und allem übrigen in eine ganz neue Moral, die der heutigen grade entgegengesetzt ist. Mir scheint immer, als ob Ehe, Familie und all die anderen schönen Dinge, mit denen

man mir in den Ohren liegt, mit Schnellzugsgeschwindigkeit abdampften.

Eurer Meinung sollte ich sein?! —

Der Beischlaf ist eine große Sache.

In der Ehe ist der Liebhaber von den beiden der größere Hahnrei, wie es in einem Stück des Palais Royal heißt: „der Glücklichste im Dreieck“.

In Port Said hatte ich mir einige Photographien gekauft: die Sünde begangen — ab ores. Ich befestigte sie ohne Umschweife in meinem Alkoven. Männer, Frauen, Kinder, jeder fast lachte darüber. Es war ein Augenblick, und hernach dachte kein Mensch mehr daran. Nur die sogenannten anständigen Leute kamen nicht mehr zu mir, und nur sie dachten das ganze Jahr daran.

Der Herr Beichtvater ließ sich verschiedentlich unterrichten. Einige Schwestern selbst wurden blässer und blässer, mit Ringen unter den Augen.

Nehmt es euch zu Herzen und nagelt eine Unanständigkeit sichtbar an eure Tür: Von Stund an werdet ihr die anständigen Leute los sein, die unausstehlichsten auf Gottes weiter Welt.

Im Hause des alten Thiers. — Eines Abends warf die Menge die Scheiben ein. — Der alte Thiers erleuchtete nach Möglichkeit ein Fenster und zeigte seinen Hintern. Die Menge war baff und wagte es nicht, einen Stein in den Hintern zu werfen. Übrigens kann man mit Narren nicht verhandeln. Bleibt nur, ihnen zu sagen: „Leckt mich im A“

Ich weiß es, jeder weiß es, jeder wird es wissen: zwei mal zwei = vier. Wie weit ist es von der Konvention, der Intuition bis zum Verständnis. Ich füge mich und wie alle Welt sage ich: zwei mal zwei = vier . . . , aber . . . es langweilt mich und stört meine Überlegungen oft. Zum Beispiel: Ihr, die ihr es als unumstößliche Tatsache annehmt, daß zwei mal zwei = vier ist, warum glaubt ihr, daß Gott der Schöpfer aller Dinge sei? — Wär' es einen Augenblick nur so! Hätte es Gott nicht anders machen können?

Komische Allmacht!

Dies alles, um über die Pedanten zu reden. Wir wissen, und wir wissen nicht.

Herrn Berthelot empört Christi heiliges Schweißtuch, und vielleicht hat er als weiser Chemiker recht. Wäre er aber Papst . . . Sagen Sie, reizender Berthelot, was täten Sie, wären Sie Papst, ein Mann, dem man die Füße küßt. Tausende von Narren erbitten den Segen jeden Betrugers. Ist man Papst, muß als Papst man seine Getreuen segnen und befriedigen. Nicht jeder ist Chemiker. Ich selbst verstehe nichts davon und hätte ich jemals Hämorrhoiden, ich gäbe wer weiß was darum, ein Stück dieses heiligen Schweißtuches zu bekommen, um es mir, von seiner Heilkraft durchdrungen, wohin zu stopfen.

Dies ist kein Buch.

Im übrigen muß mangels ernsthafter Leser der Autor ernsthaft sein.

Ich habe Kokosnußpalmen, Bananenbäume vor mir, alles ist grün. Um Signac eine Freude zu machen, will ich berichten, daß sich im Grün kleine, rote Tupfen (die Komplementärfarbe) verteilen. Trotzdem bezeuge ich, (und dies wieder wird Signac ärgern), daß man in all dem Grün große, blaue Farbflecke sieht. Um Irrtümern vorzubeugen: Es ist nicht das Blau des Himmels, es sind nur die fernen Berge. Was soll ich all diesen Kokosnußbäumen erzählen? Und habe doch Lust zu schwatzen; so schreibe ich anstatt zu reden.

Sieh! Da geht die kleine Vaitauni zum Fluß: Ich kenne sie von jener Hornsubstanz her, die den Vorhof füllte. Dieser Zwitter ist nicht wie die anderen, und es kitzelt einen, fühlt man müder Wanderer sich ohne Kraft. Sie hat die rundesten und reizendsten Brüste, die ihr euch nur denken könnt. So sehe ich diesen goldenen Körper fast nackt zum kühlen Wasser eilen. Hüte dich, liebe Kleine. Der haarige Gendarm, der Tugendwächter, aber heimliche Faun, lauert dir auf. Hat er sich sattgesehen, wird er dir ein Strafmandat schicken, um sich dafür zu rächen, daß du seine Sinne verwirrt und so öffentliches Ärgernis erregt hast. — Öffentliches Ärgernis — Phrase das!

Ach, ihr guten Großstädter, ihr ahnt nicht, was ein Gendarm in den Kolonien ist. Kommt, seht ihn euch an, und ihr werdet einen Haufen Unflat finden, von dem ihr euch keine Vorstellung macht.

Aber nun ich die kleine Vaitauni sah und an ihr horniges Fließ dachte, fühle ich meine Sinne sich verirren, und

ich tummle mich im Fluß. Wir lachten beide ohne Weinblatt und

Dies ist kein Buch.

Erlauben Sie mir, Ihnen etwas aus der Vergangenheit zu erzählen, auf daß ich mit dem Titel: „Vorher und Nachher“ einig gehe.

Wie Sie sich wohl erinnern, hielt sich der General Boulanger in Jersey verborgen. Zu ebendieser Zeit — es war im Winter — arbeitete ich in Poul an der Grenze des Finistère an der einsamen Küste, fern, sehr fern von den Hütten.

Kam ein Gendarm, der den Befehl hatte, die Küste zu bewachen, um eine sogenannte Landung des als Fischer verkleideten Generals Boulanger zu verhindern.

Ich wurde mit Schlaueit vernommen, derart bis in den letzten Winkel meiner Seele durchstößt, daß ich höchst eingeschüchtert ausrief: „Halten Sie mich am Ende für den General Boulanger?“

Er: „Es ist alles schon dagewesen.“

Ich: „Haben Sie sein Signalement?“

Er: „Sein Signalement? Von hinten, und da Sie mich mit falschen Angaben veräppeln, werde ich Sie infolgedessen beim A kriegen.“

Ich: „Ich mußte zur Vernehmung nach Quimperlé und alsbald bewies mir der Wachtmeister, daß ich, da ich der General Boulanger nicht wäre, auch keinesfalls befugt sei, mich als General auszugeben und einen Gendarmen im Dienst zum Narren zu halten.

„Was denn? Ich gebe mich als General aus?“

„Dass können Sie wohl nicht abstreiten,“ erklärte der Wachmeister, „wo der Gendarm Sie für Boulanger hielt.“

Ich war nicht erstaunt sondern voll Bewunderung für die große Klugheit. Das sieht so aus, als wollte ich sagen, daß man leichter von Dummköpfen hereingelegt wird. Ich möchte nicht den Vorwurf hören, daß ich Lafontaine wiederhole, wenn er von ungeschicktem Lob redet. Ich meine etwas anderes. Ich bemerkte, als ich diente, den Ärger der Unteroffiziere, ja sogar einiger Offiziere, sprach man französisch mit ihnen. Zweifelsohne meinten sie, daß das eine Sprache wäre, die man um zu spotten oder um zu demütigen spräche.

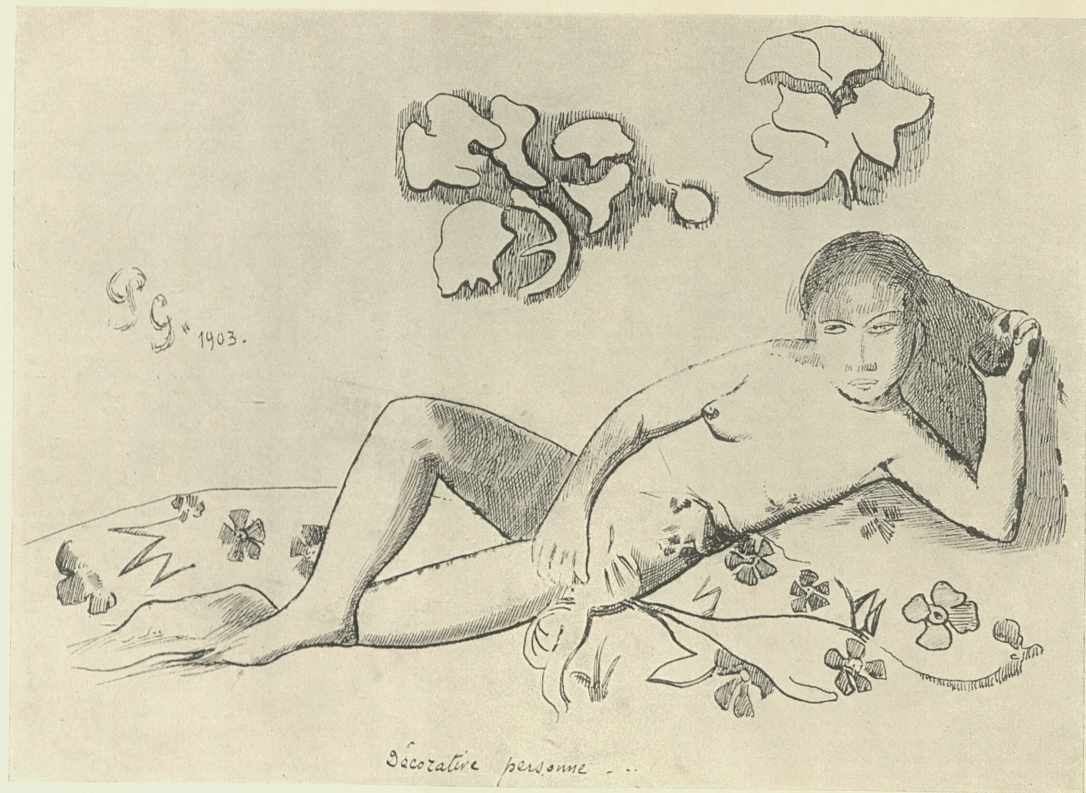
Dies beweist, daß, will man in Gesellschaft leben, man sich vor den kleinen Leuten durchaus in acht nehmen muß. Man braucht oft Unbedeutendere als sich! Unsinn! Häufig, muß man sagen, hat man diese Unbedeutenderen zu fürchten. Im Vorzimmer kommt der Lakai vor dem Minister. Ein durch einen wohlgeborenen Herrn empfohlener junger Mann bewarb sich bei einem Minister um eine Stellung und wurde auf die beste Weise hinauskomplimentiert. Sein Schuhmacher war der Schuhmacher des Ministers. Nichts wurde ihm abgeschlagen.

Wenn eine Frau genießt, genieße ich doppelt.

Die Zensur: Pornographie.

Der Autor: Hypokritograph.

D.: „Kannst Du Griechisch?“



Gg. 1903.

Sacerdote personne - ...

R.: „Wozu? Ich brauche nur Pierre Louys zu lesen.“
Aber Pierre Louys schreibt doch gutes Französisch
Grade darum kann er Griechisch. Aber die Sitten
Das wiegt die jesuitischen Schriften auf.

Digitus tertius, digitus diaboli.

Sind wir, zum Teufel, Hähne oder Kapaunen, und sollen wir zur künstlichen Brut kommen? Spiritus sanctus — Hierzulande fängt die Ehe an zu gefallen: Im übrigen ist sie eine Regulierung. Exportierte Christen verbeißen sich auf dieses merkwürdige Werk.

Der Gendarm ist Standesbeamter. Zwei zur Ehe bekehrte Paare hören neu eingekleidet die Verlesung der Ehegesetze an, und wenn sie: „Ja“ gesagt haben, sind sie verheiratet.

Am Ausgang sagt ein Mann zum anderen: „Wie wär's, wenn wir tauschten?“ Und höchst vergnügt zog jeder mit einer neuen Frau ab und begab sich zur Kirche, von der herab die Glocken die Luft beschwingten. Seine Hochehrwürden donnert mit der den Missionaren eigentümlichen Beredsamkeit gegen den Ehebruch und segnet die neue Ehe, die schon an diesem heiligen Orte mit dem Ehebruch anfang.

Ein andermal sagte nach der Kirche der Ehemann zur Brautjungfer: „Wie schön du bist“, und zum Brautführer die Ehefrau: „Was bist du schön.“ Eins, zwei, drei schlug sich ein neues Paar nach rechts, ein Paar nach links in das Dickicht unter den Schutz der Bananenbäume, wo vor Gott dem Allmächtigen zwei Hochzeiten

statt einer gefeiert wurden. Hochehrwürden sind zufrieden und sagen: Wir zivilisieren.

Auf einer kleinen Insel, deren Namen und Lage ich vergessen habe, übt der Bischof sein Handwerk christlicher Moralisierung aus. Ein strammer Kerl heißt es. Trotz Abtötung von Herz und Sinnen liebt er ein Schulmädchen väterlich und rein. Leider mischt sich mitunter der Teufel in Dinge, die ihn nichts angehen, und eines schönen Tages sieht unser Bischof, der im Walde sich ergeht, sein geliebtes Kind, das nackt im Fluß sein Hemdchen wäscht.

Therese wusch im Wasserlein
Ihr Jungfern-Hemd von Flecken rein,
Wie sie die Krankheit bringt, die jährlich
Zwölfmal den Mädchen wird beschwerlich.

Sieh da, sagte er sich, sie ist so weit.

Ich glaub' es, daß sie so weit war: Frage lieber die fünfzehn strammen Jungen, die am Abend Einweihung feierten. Beim sechzehnten hatte sie keine Lust mehr.

Das anbetungswürdige Kind wurde an einen Kirchendiener verheiratet, der im Bezirk wohnte.

Hurtig und sauber fegte sie Hochwürdens Stube aus, ordnete die Parfüms; der Mann hielt beim Gottesdienst das Licht.

Wie schlecht die Welt ist ... die bösen Mäuler klatschten. Zu Unrecht sicher. Und ich war tief davon überzeugt, bis eines Tages mir eine erzkatholische Frau erklärte:

„Siehst du“, (und zu gleicher Zeit leerte sie, ohne mit der Wimper zu zucken, ein Glas Rum), „siehst du, mein Kleiner, das ist alles Unsinn. Hochwürden schläft nicht bei Therese — er nimmt ihr nur die Beichte ab, um ihre Leidenschaft zu kühlen.“

Therese ist Bohnenkönigin. — Bemüht euch nicht, es zu verstehen. Ich will es euch erklären.

Am Dreikönigstage hatten Hochwürden beim Chinesen einen köstlichen Kuchen backen lassen. In dem Stück, das Therese zugefallen war, befand sich eine Bohne, und so war sie Königin, während Hochwürden König war. Von diesem Tage an blieb Therese Königin und der Kirchendiener Prinzgemahl. — Calchas, du weißt wohl warum.

Aber die berühmte Bohne, o weh, wurde alt, und unser durchtriebener Bruder fand einige Kilometer weiter eine neue Bohne.

Denkt euch: Eine chinesische Bohne, mollig durch und durch. — Ich würde sie essen.

Und du Maler, der du galante Motive suchst, greif zum Pinsel und verewige dieses Bild:

Ein Schweißfuchs, bischöflich geschirrt — unser strammer Bruder fest im Sattel und seine Bohne, deren Rundungen vorn und hinten einen päpstlichen Sänger aufstehen lassen möchten. — Noch eine, deren Hemd . . . Ihr wißt Bescheid . . . Unnötig zu wiederholen. — Viermal stiegen sie vom Pferd . . . die ganze Ebene war in Brunst.

Die Klosterkasse ward um 10 Piaster erleichtert.

Ich klatsche viel — aber . . .

Dies ist kein Buch.

SEIT langem schon habe ich Lust, über Van Gogh zu schreiben, und eines schönen Tages, bin ich erst richtig im Zuge, werde ich es gewißlich tun. Im Augenblick will ich über ihn (besser noch über uns) einiges erzählen, was einen in gewissen Kreisen verbreiteten Irrtum beseitigen soll. Durch Zufall sicherlich sind während meines Lebens mehrere Männer, die mit mir verkehrt und diskutiert haben, wahnsinnig geworden.

Die beiden Brüder Van Gogh gehören zu diesen und einige Leute haben mir böswillig oder aus Naivität die Schuld daran gegeben. Sicherlich kann man mehr oder weniger Einfluß auf seine Freunde haben, aber von da bis zum Wahnsinnigmachen ist es ein weiter Weg. Lange nach der Katastrophe schrieb mir Vincent aus dem Irrenhause, in dem er in Pflege war. Er teilte mir mit: „Wie glücklich sind Sie, in Paris zu leben. Da finden Sie ja auch Autoritäten, und gewißlich sollten Sie einen Spezialisten konsultieren, um sich von Ihrem Wahnsinn zu heilen. Sind wir nicht alle wahnsinnig?“ Der Rat war gut. Darum befolgte ich ihn nicht. Aus Widerspruchsgeist wahrscheinlich.

Die Leser des „Mercure“ konnten aus einem vor einigen Jahren veröffentlichten Briefe Vincents entnehmen, wie

sehr er darauf bestand, mich nach Arles kommen zu lassen, um, wie er beabsichtigte, ein Atelier zu gründen, das ich leiten sollte.

Derzeit arbeitete ich in Pont-Aven in der Bretagne und, mochten nun angefangene Studien an diesen Ort mich fesseln, mochte ich in dumpfer Voraussicht etwas Anormales ahnen, ich weigerte mich lange. Bis ich eines schönen Tages, besiegt durch Vincents aufrichtiges freundschaftliches Drängen, mich auf den Weg machte.

Ich erreichte Arles spät in der Nacht und erwartete das Morgengrauen in einem Nachtcafé. Der Wirt betrachtete mich und rief: „Ach, Sie sind der Freund, ich erkenne Sie.“

Ein Selbstbildnis, das ich Vincent gesandt hatte, erklärte hinlänglich den Ausruf des Wirtes. Vincent hatte ihm das Bild gezeigt und ihm erklärt, daß es einen Freund darstelle, der bald eintreffen müßte.

Weder zu früh noch zu spät ging ich, Vincent zu wecken. Der Tag wurde meiner Einrichtung und vielem Geschwätz gewidmet. Folgte ein Spaziergang, um die Schönheiten Arles und der Arlesierinnen bewundern zu können, für die ich mich (nebenbei bemerkt) nie habe begeistern können.

Am nächsten Tag schon arbeiteten wir. Er fuhr fort, ich fing an. Ich muß gestehen, daß ich nie diese geistige Leichtigkeit besaß, die die anderen mühelos auf ihrer Pinselspitze sitzen haben. Die steigen aus der Eisenbahn, greifen zur Palette und legen mir nichts, dir nichts einen

Sonneneffekt hin. Sowie die Farbe trocken ist, geht's zum Luxembourg und ist Carolus Duran signiert.

Das Bild bewundere ich nicht, aber ich bewundere den Menschen.

So sicher und ruhig ist er.

So unsicher, so unruhig ich.

Ich brauche in jedem Land eine Incubationszeit, um jedesmal das Wesen der Pflanzen, Bäume, kurz der ganzen Natur kennenzulernen, die so verschieden und kapriziös ist, sich nie erraten lassen, nie hingeben will.

So verstrichen etliche Wochen, bis ich die herbe Kraft Arles und seiner Umgebung völlig begriff. Trotzdem arbeiteten wir kräftig, hauptsächlich Vincent. Zwischen uns beiden — Vulkan der eine, kochend auch, aber innerlich, der andere — bereitete sich eine Art Kampf vor.

Gleich anfangs fand ich überall und in allem eine Unordnung, die mich entsetzte. Kaum reichte der Malkasten für all die zerquetschten, nie verschlossenen Tuben aus. Und trotz dieser Unordnung, dieses Durcheinanders, strahlte ein Ganzes gelbrötlich auf der Leinwand und in seinen Reden. Daudet, De Goncourt, die Bibel verzehrten dieses holländische Gehirn. Quais, Brücken, Schiffe in Arles, der ganze Süden, alles wurde ihm Holland. Er verlernte sogar holländisch zu schreiben, und — wie man aus dem veröffentlichten Briefwechsel mit seinem Bruder entnehmen kann — schrieb er nur französisch und tat es bewunderungswürdig mit unendlich vielen „Tant que“s und „quant à“s.

Trotz all meiner Anstrengungen, aus diesem wirren Kopf Logik in seinen kritischen Ansichten herauszuschälen, konnte ich mir nie die Widersprüche zwischen seiner Malerei und seiner Meinung erklären. So, zum Beispiel, bewunderte er grenzenlos Meissonier und haßte Ingres tief. Degas brachte ihn zur Verzweiflung und Cézanne war nur ein Kitschier. Er weinte, wenn er an Monticelli dachte.

Er war wütend darüber, mir große Klugheit zugestehen zu müssen, während ich eine zu niedrige Stirn, Zeichen der Dummheit, hatte. Bei alledem war er von großer Zärtlichkeit, ja von biblischem Altruismus.

Schon im ersten Monat bemerkte ich, wie in unsere gemeinsamen Finanzen dieselbe Unordnung einriß. Was tun? Die Situation erforderte Takt. Die Kasse war durch seinen im Hause Goupil angestellten Bruder bescheiden gefüllt worden; für meinen Teil als Vorschuß für zu liefernde Bilder. Es blieb nichts anderes übrig, als sich auszusprechen auf die Gefahr hin, auf eine sehr große Empfindlichkeit zu stoßen. So trat ich mit großer Vorsicht und mir herzlich wenig liegender Schmeichelei an die Frage heran. Ich muß gestehen, daß es mir leichter gelang, als ich angenommen hatte.

In einen Kasten taten wir soundso viel für nächtliche und hygienische Spaziergänge, soundso viel für Tabak, soundso viel für unvorhergesehene Ausgaben einschließlich der Miete. Papier und Bleistift dazu, um ehrlich zu verzeichnen, wieviel jeder aus dieser Kasse nahm. In

einen anderen Kasten wurde das übrige Geld getan und in vier Teile für das Essen in jeder Woche geteilt. Wir gaben unser kleines Restaurant auf, und ich führte mit Hilfe eines kleinen Gaskochers die Küche, während Vincent, ohne darum weit von Haus sich entfernen zu müssen, die Einkäufe besorgte. Immerhin wollte Vincent einmal Suppe kochen, aber ich weiß nicht, wie er sie zusammenmischte (vermutlich wie die Farben auf seinen Bildern) genug, sie war ungenießbar. Mein Vincent lachte wie toll und rief: „Tarascon. La casquette au père Daudet“. Auf die Mauer schrieb er mit Kreide:

Ich bin der heilige Geist,
Ich bin geistig heil.

Wie lange waren wir zusammen? Ich kann es nicht sagen, da ich es völlig vergessen habe. Trotz der Schnelligkeit, mit der die Katastrophe nahte, trotz des Arbeitsfiebers, das mich ergriffen hatte, erschien mir diese ganze Zeit wie eine Ewigkeit.

Ohne daß es das Publikum ahnt, haben zwei Männer hier eine gewaltige für sie beide wichtige Arbeit geleistet. Vielleicht für andere? Gewisse Dinge tragen ihre Früchte.

Als ich nach Arles kam, stak Vincent völlig in der neoimpressionistischen Schule, war gehörig unsicher und litt darunter. Nicht weil diese Schule, wie eben alle Schulen, nichts getaugt hätte, sondern weil sie nicht zu seinem so ungeduldigen und unabhängigen Naturell paßte.

Er kam mit all diesem Gelb auf Violett, all dieser Arbeit mit Komplementärfarben (einer Arbeit, die er ungezügelt



Les saintes images -

ausführte), nur zu süßen, unvollständigen und monotonen Harmonien. Die Fanfare fehlte.

Ich übernahm es ihn aufzuklären, was mir leicht fiel; denn ich fand reichen und fruchtbaren Boden. Wie alle originellen Persönlichkeiten mit eigener Note fürchtete Vincent den Nachbarn nicht und zeigte keinen Eigensinn.

Mein Van Gogh machte von Tag an erstaunliche Fortschritte. Er schien sein ganzes Inneres zu erraten, und schuf aus sich heraus diese Serie von Bildern mit Sonne gegen die Sonne, in voller Sonne.

Haben sie das Porträt des Dichters gesehen?

Gesicht und Haare Chromgelb I.

Der Anzug Chromgelb II.

Die Kravatte Chromgelb III mit einer smaragdgrünen Busennadel (in Smaragdgrün).

Der Hintergrund Chromgelb IV.

So sagte mir ein italienischer Künstler und fügte hinzu: „Scheuße, Scheuße, alles ist gelb. Ich verstehe nicht mehr, was Malerei ist.“

Es würde hier zu weit führen, auf technische Einzelheiten einzugehen. Dies sei nur festgestellt, um zu beweisen, daß Van Gogh, ohne eine Spur seiner Originalität zu verlieren, durch mich reiche Belehrung (und jeden Tag war er mir dafür dankbar) erfuhr. Und das will er sagen, wenn er an M. Aurier schreibt, er verdanke Paul Gauguin viel.

Als ich nach Arles kam, suchte sich Vincent noch, während ich, um vieles älter, ein fertiger Mensch war.

Auch ich schulde Vincent etwas. Nämlich: Meine früheren Ansichten über Malerei, im Bewußtsein ihm nützlich gewesen zu sein, befestigt zu haben; und dann in schweren Stunden mich erinnern zu können, daß es Unglücklichere gibt, als ich selbst.

Lese ich den Satz: „Die Zeichnung Gauguins erinnert ein wenig an die Van Gogh's“, lächle ich.

In der letzten Zeit meines Aufenthalts wurde Vincent außerordentlich aufbrausend und laut, dann still. Ich überraschte Vincent an einigen Abenden, als er aufstand und an mein Bett kam.

Welchem Umstand soll ich mein Erwachen in diesen Augenblicken zuschreiben? Immer genügte es, ihm sehr fest zu sagen: „Was fehlt Ihnen, Vincent?“ und er ging wieder wortlos zu Bett und fiel in bleiernem Schlaf.

Während ich ein Stilleben malte, das er so sehr liebte — Sonnenblumen — kam mir der Gedanke, ihn zu porträtieren. Als das Porträt fertig war, sagte er mir: „Ja, das bin ich, aber als Wahnsinniger.“

Wir gingen an demselben Abend ins Café. Er trank einen leichten Absinth.

Plötzlich warf er mir Glas und Inhalt an den Kopf. Ich wich dem Wurf aus, packte ihn unter den Arm, verließ das Café, kreuzte den Victor-Hugo-Platz, und wenige Minuten später lag Vincent in seinem Bett, wo er nach einigen Sekunden einschlief und erst am nächsten Morgen erwachte.

Beim Aufwachen sagte er sehr ruhig: „Lieber Gauguin, ich erinnere mich dunkel, Sie gestern beleidigt zu haben.“

„Ich verzeihe Ihnen gern und von Herzen, aber die Szene von gestern könnte sich wiederholen, und wenn ich getroffen würde, könnte ich die Herrschaft über mich verlieren und Ihnen an die Kehle gehen. Darum gestatten Sie mir, daß ich an Ihren Bruder schreibe, um ihm meine Rückkehr anzuzeigen.“

Mein Gott, welch ein Tag!

Gegen Abend hatte ich mein Essen gerichtet und spürte das Bedürfnis, mich allein ein wenig im Duft der blühenden Lorbeerbäume zu ergehen. Schon hatte ich fast den Victor-Hugo-Platz ganz überquert, als ich hinter mir einen wohlbekannten leichten, schnellen und hastigen Schritt hörte. Ich wandte mich just in dem Augenblick um, als Vincent sich mit einem offenen Rasiermesser in der Hand auf mich stürzte. Die Macht meines Blickes muß in diesem Augenblick sehr stark gewesen sein, denn er hielt inne und gesenkten Hauptes lief er in der Richtung nach Hause fort.

War ich damals feige, hätte ich ihn nicht entwaffnen und zu beruhigen suchen sollen? Häufig habe ich mein Gewissen befragt und habe mir keinen Vorwurf gemacht. Werfe, wer will, den ersten Stein auf mich.

Kurz entschlossen ging ich in ein gutes Arler Gasthaus, fragte nach der Zeit, nahm ein Zimmer und legte mich zu Bett.

Aufgeregt wie ich war, schlief ich erst gegen drei Uhr

morgens ein und erwachte ziemlich spät gegen halbnacht Uhr.

Als ich auf den Platz kam, sah ich einen großen Menschenauflauf. Gendarmen standen vor unserem Hause und ein kleiner Herr in steifem Hut, der Polizeikommissar. Folgendes war geschehen.

Van Gogh ging nach Hause zurück und schnitt sich augenblicklich das Ohr unmittelbar am Kopfe ab. Er muß etliche Zeit gebraucht haben, die starke Blutung zu stillen, denn am anderen Morgen lagen auf den Fliesen der beiden unteren Räume eine Menge von feuchten Tüchern. Das Blut hatte die beiden Zimmer und die kleine Treppe, die zu unserem Schlafzimmer führte, besudelt.

Als er wieder fähig war auszugehen, begab er sich, den Kopf tief in eine baskische Mütze gehüllt, gradwegs in ein Haus, wo man mangels einer Liebsten Bekanntschaften schließen kann und gab dem Wächter sein Ohr, das er fein gesäubert und in einen Briefumschlag verschlossen hatte. „Hier zu meinem Gedächtnis“, sagte er, eilte dann fort, ging nach Hause, legte sich zu Bett und schlief ein. Indessen war er achtsam genug, die Läden zu schließen und eine brennende Lampe nahe dem Fenster auf den Tisch zu stellen. Zehn Minuten später war die ganze den Freudenmädchen eingeräumte Straße auf den Beinen und betrachtete das Ereignis.

Ich hatte keinerlei Ahnung von alledem, als ich die Schwelle unseres Hauses betrat und der Herr im steifen

Hut mir in mehr als strengem Ton sagte: „Was haben Sie, Herr, aus Ihrem Freunde gemacht?“ — „Ich weiß nicht.“ „Doch... Sie wissen es sehr wohl.... Er ist tot.“ Ich wünsche keinem Menschen solchen Augenblick, und ich brauchte Minuten, um wieder denken und mein Herzklopfen unterdrücken zu können.

Wut, Empörung, Schmerz und die Schande auch all dieser Blicke, die mich auffraßen, zerrissen mich und nur stammelnd sagte ich: „Gut, mein Herr. Gehen wir nach oben und reden wir dort weiter.“ — Vincent lag ganz in Decken verkrochen wie zusammengerollt im Bett. Er schien ohne Leben. Leise, ganz leise tastete ich seinen Körper ab, dessen Wärme zuverlässig sein Leben bewies. Dies bedeutete für mich das Wiedererwachen meines Verstandes und meiner Energie.

Flüsternd sagte ich zum Polizeikommissar: „Wollen Sie, Herr Kommissar, bitte, diesen Menschen recht vorsichtig aufwecken, und ihm, fragt er nach mir, bedeuten, ich sei nach Paris gereist; mein Anblick könnte ihm vielleicht verhängnisvoll werden.“

Ich muß zugeben, daß der Polizeikommissar von nun an so zuvorkommend wie möglich sich benahm und verständiger Weise einen Arzt und einen Wagen holen ließ. Bei seinem Erwachen verlangte Vincent nach seinem Freunde, seiner Pfeife und seinem Tabak und dachte sogar daran, die untenstehende Kasse, in der unser Geld war, zu erbitten. Zweifelsohne ein Verdacht! Dieser aber berührte mich kaum, der ich schon gegen alles Leid gefeit war.

Vincent wurde ins Krankenhaus übergeführt, wo alsbald nach seiner Ankunft seine Gedanken sich wieder verwirrten.

Alle, die es interessieren kann, kennen den Schluß, und es erübrigte sich, darüber noch zu reden, wenn nicht über das gräßliche Leiden eines Menschen, der im Irrenhaus gepflegt, in monatlichen Zwischenräumen klar genug wurde, um seinen Zustand zu erkennen und wie gehetzt die wundervollen Bilder zu malen, die wir kennen.

Sein letzter Brief, den ich empfang, war von Anvers bei Pontoise datiert. Er schrieb mir, daß er gehofft hätte, soweit geheilt zu werden, daß er mich in der Bretagne aufsuchen könnte. Heute aber müsse er die Unmöglichkeit einer Gesundung erkennen.

„Lieber Meister“ (er gebrauchte das Wort dieses einzige Mal), „wenn man Sie gekannt und gekränkt hat, ist es würdiger, in gesundem Zustand als in einem erniedrigenden Zustand zu sterben.“

Er schoß sich eine Revolverkugel in den Bauch, und wenige Stunden später starb er im Bett, seine Pfeife rauchend, bei völliger geistiger Klarheit, voll Liebe für die Kunst, ohne Haß für die anderen.

In den „Monstres“ schreibt Jean Dolent:

„Wenn Gauguin „Vincent“ sagt, ist seine Stimme weich.“ Jean Dolent weiß es nicht, aber er errät es und hat recht. Man weiß, warum.

VERSTREUTE Bemerkungen, zusammenhanglos wie die Träume, wie das Leben, das ganz aus Bruchstücken sich formt.

Und darum, weil viele daran mitarbeiten, die Liebe zu schönen, im Nachbarhause erblickten Dingen.

Oft kindliche Dinge, geschrieben ganz zur eigenen Erholung, ganz zur Einordnung geliebter — wenn auch verrückter Ideen vielleicht, in der Furcht vor schlechtem Gedächtnis, — als wären sie Strahlen, die bis zum lebendigen Kern meiner Kunst dringen! Auch wären all diese Bemerkungen überflüssig, wäre ein Kunstwerk Zufallswerk.

Ich denke mir, daß die Idee, die mein Werk oder ein besonderes Werk leitete, sehr geheimnisvoll tausend anderen sich verknüpft, meinen eigenen oder solchen, die ich von anderen hörte. An einigen Tagen voll schweifender Phantasie erinnere ich mich an langwierige oft fruchtlose und mehr noch verwirrende Studien. Eine schwarze Wolke verdunkelt den Horizont. Meine Seele verirrt sich und ich bin keines Entschlusses fähig. Wenn also in anderen durchsonnten Stunden ich klaren Geistes solchem Geschehen, solcher Vision, solcher Lektüre mich verbunden habe, muß man da nicht aus schmaler Anthologie Erinnerung schöpfen?

Häufig bin ich weit zurückgegangen, weiter als zu den Pferden des Parthenons ... bis zum Spielzeug meiner Kindheit, dem guten Schaukelpferd.

Ich habe mich bei den Corotschen Nymphen, die im heiligen Walde von Ville d'Avray tanzen, versäumt.

Dies ist kein Buch. —

Ich besitze einen Hahn mit purpurnen Flügeln, goldenem Hals und schwarzen Schwanzfedern.

Gott, ist er schön! Und macht mir Spaß!

Ich besitze ein silbergraues Huhn mit gesträubtem Gefieder. Es scharrt, es pickt, es ruiniert mir meine Blumen. Macht nichts! Es ist komisch, ohne spröde zu sein. Der Hahn winkt ihm mit Flügeln und Füßen und alsbald bietet es ihm den Bürzel. Auch tritt er es schnell und kräftig.

Ja! Es ist schnell gemacht!! Ist das nun Glück? Ich weiß es nicht.

Die Kinder lachen. Ich lache! Mein, Gott, wie dumm das ist. Knappe Zeiten! Nichts zu futtern! Ob ich den Hahn esse? Ich bin hungrig. Er wäre zu zäh. Das Huhn also? Aber dann werde ich den Spaß nicht mehr haben, meinen Hahn mit den purpurnen Flügeln, dem goldenen Hals und den schwarzen Schwanzfedern das Huhn treten zu sehen; die Kinder lachten nicht mehr. Ich hungre noch immer!

Die Sintflut. — Ehemals stieg das empörte Meer zu den höchsten Bergspitzen. Und jetzt küßt das beruhigte Meer die Klippen.



Étude 99

Anders ausgedrückt: „Siehst Du, mein Mädel, früher stieg man hinauf, heute steigt man hinunter.“ Steigt hinunter und meint sich zu erheben.

Sie sind der Gesellschaft etwas schuldig.

Wieviel?

Was ist die Gesellschaft mir schuldig?

Vielzuviel.

Wird sie zahlen?

Niemals! (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit).

Auf der Veranda, süße Siesta, alles ruht. Meine Augen blicken in den Raum vor mir, ohne ihn zu erfassen, und ich habe das Gefühl der Ewigkeit, deren Anfang ich bin. Am Horizont Moorea, die Sonne naht sich ihm. Ich folge ihrem traurigen Gang. Ich habe, ohne es zu verstehen, das Gefühl einer von nun an immerwährenden Bewegung, eines unauslöschlichen allgemeinen Lebens. Und nun die Nacht! Alles schläft! Ich schließe die Augen, um, ohne ihn zu verstehen, den Traum im unendlichen vor mir fliehenden Raum zu erfassen. Und ich habe das weiche Gefühl, meine Hoffnungen traurig dahingleiten zu sehen.

Man speist! Ein langer Tisch. Teller und Gläser reihen sich an beiden Seiten. So aufgereiht lassen diese Gläser, diese Teller durch die Perspektive den Tisch lang, sehr lang erscheinen. Es ist übrigens ein Bankett.

Stephane Mallarmé präsiert; ihm gegenüber Jean Moréas. Symbolist. Die Festgenossen sind Symbolisten. Vielleicht auch die Lakaien. Dort ganz am unteren Ende Clovis Hugues (Marseille). Dort unten auch am anderen Ende Barrès (Paris).

Man speist! Toaste! Der Präsident beginnt, Moréas antwortet. Clovis Hugues, vollblütig, mit langen Haaren, schwülstig, spricht lange, natürlich in Versen.

Barrès, dünn und lang, kahl, zitiert trocken Baudelaire in Prosa. Man hört zu. Der Marmor erstarrt.

Mein sehr junger aber fatter Nachbar (wundervolle Diamantknöpfe blitzen auf seinem tausendfach gefalteten Hemd) fragt mich ganz leise: „Weilt Herr Baudelaire unter uns auf diesem Bankett?“

Ich kratze mir das Knie und antworte:

„Er ist hier. Da unten. Unter den Dichtern. Übrigens spricht Barrès von ihm.“

Er: „Ich möchte ihm gern vorgestellt werden.“

In irgendeiner Gedankenfolge sagt irgend ein Heiliger zu einer von seinen Büsserinnen: „Hüten Sie sich vor der Eitelkeit der Demut.“

EIN BRIEF STRINDBERGS

SIE bestehen darauf, von mir zur Erinnerung an den Winter 1894–95, den wir hier hinter dem Institut nicht weit vom Pantheon, ganz nahe dem Kirchhof von

Montparnasse verlebten, das Vorwort zu Ihrem Katalog geschrieben zu haben.

Gern hätte ich Ihnen diese Erinnerung auf jene Oceaninsel mitgegeben, zu der Sie reisen, um eine zu Ihrer mächtigen Gestalt harmonisierende Umgebung und Fassung zu finden. Aber ich fühle mich in einer von Anfang an unsicheren Lage und so antworte ich denn gleich auf Ihre Anfrage mit einem: „Ich kann nicht“ oder brutaler mit einem: „Ich will nicht.“

Gleichzeitig schulde ich Ihnen die Erklärung meiner Weigerung, die nicht einer Ungefälligkeit, einer Schreibfaulheit entspringt, obschon es mir ein Leichtes gewesen wäre, die Schuld auf mein Handleiden zu schieben, das übrigens dem Haar noch keine Zeit ließ, in der flachen Hand zu wachsen.

Dieses: Ich kann Ihre Kunst nicht begreifen und ich kann sie nicht lieben. (Ich erfasse Ihre, diesmal ausschließlich tahitische Kunst nicht.) Aber ich weiß, daß dieses Geständnis Sie weder erstaunen noch beleidigen wird, da Sie mir hauptsächlich durch den Haß der anderen erstarkt scheinen. Ihre Persönlichkeit gefällt sich in der von ihr erregten Antipathie, wobei sie sorgsam darauf bedacht ist, intakt zu bleiben.

Und vielleicht haben Sie recht. Denn vom Augenblick an, wo Sie, bewundert und erfolgreich, Anhänger hätten, würde man Sie einrangieren, klassifizieren und Ihrer Kunst einen Namen geben, den die Jugend, ehe fünf Jahre verstreichen, zum Spitznamen machen würde, mit dem sie

eine überholte Kunst bezeichnete, die sie noch veralteter machen möchte.

Ich selbst habe mich ernstlich bemüht, Sie einzureihen, Sie wie ein Glied in eine Kette zu fügen, mir die Geschichte Ihrer Entwicklung zu Bewußtsein zu bringen, aber vergeblich.

Ich entsinne mich meines ersten Pariser Aufenthaltes im Jahre 1876. Die Stadt war traurig, denn die Nation betrauerte die geschehenen Ereignisse, fürchtete die Zukunft, irgend etwas gährte.

In schwedischen Künstlerkreisen hatte man den Namen Zola noch nicht gehört. Denn „L'assommoir“ war noch nicht erschienen. Ich wohnte der Aufführung von „Rome vaincue“ im Théâtre Français bei, wo M^{me} Sarah Bernhardt als neuer Stern zur zweiten Rachel gekrönt wurde, und meine jungen Künstler hatten mich zu Durand-Ruel geschleppt, um eine ganz neue Malerei zu bewundern. Ein junger damals unbekannter Maler führte mich, und wir sahen sehr erstaunliche Bilder. Meist Manet und Monet signiert. Aber da ich in Paris andres zu tun hatte als Bilder zu besehen, (in meiner Eigenschaft als Sekretär der Stockholmer Bibliothek sollte ich ein altes, schwedisches Missale in der Bibliothek von Ste. Geneviève suchen) so betrachtete ich diese neue Malerei mit kalter Gleichgültigkeit. Aber am nächsten Tag kam ich, ohne recht zu wissen warum, wieder und fand „etwas“ in diesen bizarren Manifestationen. Ich sah das Wogen der Menge auf einer Landungsbrücke aber sah nicht die

Menge selbst. Ich sah die Geschwindigkeit eines Eilzuges in einer normannischen Landschaft, die Bewegung der Räder in den Straßen, scheußliche Porträts ganz häßlicher Personen, die dem Maler nicht ruhig hatten sitzen können. Von diesen außerordentlichen Bildern gepackt, sandte ich an eine Zeitung meiner Heimat einen Artikel, in dem ich die Gefühle zu übersetzen versuchte, die, wie ich glaubte, die Impressionisten hatten wiedergeben wollen. Mein Aufsatz hatte als unverständliche Sache einen gewissen Erfolg.

Als ich 1883 zum zweitenmal nach Paris kam, war Manet tot, aber sein Geist lebte in einer ganzen Schule, die mit Bastien Lepage um die Hegemonie rang. Bei meinem dritten Pariser Aufenthalt im Jahre 1885 sah ich die Manetausstellung. Diese Bewegung hatte sich damals durchgesetzt, hatte ihre Wirkung ausgeübt und war nun klassifiziert. In der Exposition triennale desselben Jahres: völlige Anarchie. Alle Stile, alle Farben, alle historischen, mythologischen, naturalistischen Vorwürfe. Niemand wollte mehr etwas von Schulen und Richtungen hören. Jetzt war Freiheit die Parole. Taine hatte gesagt, daß das Schöne nicht das Hübsche wäre und Zola: Kunst wäre ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen.

Ein Name jedoch wurde mitten in diesen letzten Zuckungen des Naturalismus von allen bewundernd genannt: Puvis de Chavannes. Ganz allein stand er da wie ein Widerspruch, mit gläubigem Herzen malend und trug dabei

dem zeitgenössischen Geschmack für Anspielungen ein wenig Rechnung. (Man kannte den Ausdruck: Symbolismus, diese recht ungeschickte Benennung einer so alten Sache: der Allegorie, noch nicht).

An Puvis von Chavannes mußte ich gestern abend denken, als ich beim südlichen Klang der Mandoline und Gitarre an den Wänden Ihres Ateliers dieses Durcheinander von durchsonnten Bildern sah, die mich heute Nacht bis in den Schlaf verfolgten. Ich sah Bäume, die kein Botaniker wiederfände, Tiere, die Cuvier niemals ahnte und Menschen, die Sie allein erschaffen konnten. Ein Meer, das aus einem Vulkan stürzen könnte, einen Himmel, in dem kein Gott wohnen kann.

„Mein Herr“, sagte ich im Traum, „Sie haben eine neue Erde und einen neuen Himmel erschaffen, aber mir gefällt es nicht in Ihrer Schöpfung: Sie hat mir zuviel Sonne und ich liebe das Helldunkel. In Ihrem Paradiese lebt eine Eva, die nicht mein Ideal ist; denn wahrhaftig, auch ich habe ein Frauenideal oder zwei.

Heute früh ging ich in's Luxembourg-Museum, um einen Blick auf Chavannes zu werfen, der mir immer wieder in den Sinn kam. Mit tiefer Sympathie betrachtete ich den armen Fischer, der so aufmerksam die Beute erwartet, die ihm die treue Liebe seiner blumenpflückenden Frau und seines faulenzenden Kindes einbringen wird. Das ist schön! Aber hier stoße ich mich an der Dornenkrone, und ich hasse sie, mein Herr, verstehen Sie mich? Ich will nichts von diesem erbärmlichen Gott hören, der sich

schlagen läßt. Himmel, dann lieber noch der Fitzliputzli, der im Sonnenlicht Menschenherzen frißt.

Nein, Gauguin ist aus anderem Holz als Chavannes geschnitzt, aus anderem auch als Manet, als Bastien Lepage!

Wie also ist er? Er ist Gauguin, ein Wilder, der die hemmende Zivilisation haßt, irgendwo Titan, der den Schöpfer beneidet und in verlorenen Augenblicken seine eigne kleine Schöpfung macht, ein Kind, das sein Spielzeug auseinandernimmt, um neues zu fertigen, ein Leugner und Gegner, einer, der den Himmel lieber rot sieht, als ihn blau mit der Masse zu sehen.

Mir scheint in der Tat, daß, nun ich beim Schreiben mich erhitzte, in mir ein gewisses Verständnis für Gauguins Kunst aufgeht.

Man hat einem modernen Schriftsteller vorgeworfen, nicht lebendige Wesen zu zeichnen, sondern sich seine Personen ganz einfach selbst zu gestalten. — Ganz einfach! —

Glückliche Reise, Meister! Nur kommen Sie wieder zu uns und kommen Sie zu mir. Vielleicht erlerne ich es bis dahin, Ihre Kunst besser zu verstehen, was mir die Möglichkeit geben wird, eine wirkliche Vorrede für einen neuen Katalog in einem neuen Haus Drouot zu schreiben. Denn auch ich beginne, das ungeheure Bedürfnis zu empfinden, zu verwildern und eine neue Welt zu erschaffen.

August Strindberg

VOM ÄSTHETISCHEN STANDPUNKT AUS.
ÜBER DEN MALER PAUL GAUGUIN
VON ACHILLE DELAROCHE

ES würde mir nicht anstehen, die Malerei Paul Gauguin's vom technischen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Dies ist Sache der Maler, seiner Nachahmer. Da aber häufig ein Künstler weniger unparteiisch von seinen Pairs als von einem Fremden eingeschätzt wird, besteht, so scheint mir, Interesse, sich unter Arbeiten benachbarter Künstler über die große Linie einer allgemeinen Ästhetik zu verständigen.

Nicht aus Dilettantismus geschieht dieses. Ich werde also diese einfache Plauderei auf der Grundlage aufbauen, der solche Vision von Farben und Zeichnung idealisch entsprang und die sicherlich imaginär ist, die aber auch die hervorragenden Anzeichen einer Methode in sich birgt, die uns alle, Träumer oder Künstler, fesselt.

Zweifelsohne drängen heute die verschiedenen Künste, so Malerei, Dichtung und Musik, die lange getrennt ruhmreiche Straßen zogen, und plötzlich von einer Krankheit ergriffen wurden, die ihre jahrhundertlangen nun zu engen Grenzen sprengt, dahin, auf die benachbarten Felder überzulaufen, als wollten sie ihre Fluten in einem primitiven, gemeinsamen, breiteren Bette vermischen.

Auf den Ruinen erhabener Gebäude und ihrer Synthese erhebt sich unerhört, paradox, ohne feste Regeln, ohne Klassifizierungen mit vagen und ungenauen Grenzen,

aber reich, willensstark, so mächtig, wie sie grenzenlos ist, eine ganze ästhetische Welt, die bis zu den geheimsten Fibern den Menschen zu bewegen geeignet ist.

Traurig stehen, in all diesem Umsturz verloren, die strengen Tempelwärter, unfähig, nun die kleinen Etiketten zu gebrauchen, die sie auf den Rücken jedes geistigen Manifestes zu kleben liebten. Was aber tun? Mißt man die Woge, bestimmt man den Sturm? Einige Nullen, die ihn eindämmen zu können glaubten und also ihren Mangel an Vergeistigung bewiesen, versuchten einige armselige und kindliche Melodien: denn das Lächerliche hat nichts in der Kunst zu suchen. Im übrigen brauchten die Künstler sich nicht zu beschweren; nur die Starken werden verhöhnt, der Rest flößt eher Mitleid ein. Andere jammerten nach gallischem Geist, romanischer Rasse, griechischer Erziehung usw., die nicht in Betracht kamen und meinten, durch a+b die Illegimität und den endlichen Zusammenbruch dieser Bewegung bewiesen zu haben. Aber als Antwort hagelten von allen Seiten unwiderleglich die musikalische Lyrik Richard Wagners und seiner Schule, die Verse der symbolistischen Dichter, die Bilder der jungen Maler, die voll Wunderbarem waren.

Unter diesen geziemt Paul Gauguin ein recht hoher und besonderer Platz. Nicht nur der Priorität als der Neuheit seiner Kunst wegen. In der neulichen Ausstellung, zu der er uns lud, schritten wir durch einen Zaubergarten von Licht. Durch so eindringlich strahlendes Licht, daß es am Ausgang unmöglich scheint, die Bilder unserer

üblichen Künstler anders als entgegengesetzte Halbschatten zu sehen.

Gauguin ist der Maler der primitiven Naturen. Er liebt und besitzt die Einfachheit, die suggestive Priesterschaft, deren etwas linkische und eckige Naivität. Seine Figuren haben etwas von der unzubereiteten Plötzlichkeit jungfräulicher Flora. So war es denn logisch, daß er zur Feier unserer Augen den Reichtum dieser tropischen Vegetation pries, wo das freie Leben der Eingeborenen unter glücklichem Gestirn üppig dahinströmt: hier in einem blendenden Farbenzauber und doch ohne überflüssige Ornamente, Schwulst oder Italianismen wiedergegeben.

So etwas ist einfach, großartig, imposant. Und wie die Heiterkeit dieser Naturgeschöpfe unsere fade Eleganz, unsere kindischen Aufregungen erdrückt. Das ganze Geheimnis der Unendlichkeiten strahlt aus der naiven Perversität ihrer auf das Neue der Dinge gerichteten Augen.

Wenig kümmert mich, ob in diesen Bildern getreue Wiedergabe der exotischen Realität sich findet. Gauguin wählte diesen unerhörten Rahmen, um in ihm seinen Traum zu verdichten. Und wie günstig ist diese von unseren Zivilisationslügen noch unbefleckte Umgebung. Aus diesen menschlichen Gesichtern, diesen brennenden Blumen steigt das Unwirkliche und Wunderbare ebenso gut und besser als aus den mythologischen Schimären und Attributen jener anderen. Damals war es Mode, sich vor der Ungeheuerlichkeit dieser wahrhaftig allzu

affenartigen und wenig lebendigen Anatomien, vor diesen vertikalen Landschaften, die mangels nötiger Perspektive keine Luft haben, sich vor Lachen zu biegen. Konnte man die Natur also entstellen? Und man berief sich nach Herzenslust auf den üblichen Rhythmus der griechischen Plastik, der italienischen Malerei. Aber abgesehen davon, daß es leicht wäre, an die ägyptische, japanische und gotische Kunst zu erinnern, die sich wenig an diese angeblich unwandelbaren Gesetze hielt, bewies sicherlich die holländische Schule in der Blütezeit der Klassik, daß auch das Häßliche ästhetisch sein kann. Einigen wir uns also darüber, daß wir die Vorurteile unserer Akademien mit ihren konventionellen Linien, klischierten Umgebungen, ihrer Rhetorik von Torsos draußen lassen müssen, wenn wir dieser sonderbaren Kunst gerecht werden wollen.

Solange die plastische Kunst im Einvernehmen mit der Literatur und der Metaphysik sich auf das ihr eigne Gebiet formeller und objektiver Definition beschränkte: nämlich die Züge des Helden oder Bürgers zu verewigen, eine Landschaft zu erläutern, die natürlichen oder höheren Kräfte fühlbar und unterschiedlich zu gestalten, war es gut so und konnte nur durch eine Gesamtheit vorausgesetzter Linien, die diese Kategorie von Idealen vermittelten, geschehen. Damals hatten wir die Diskuswerfer, die Venus genetrix, die Apollos mit der harmonischen Geste, die Raffaelischen Madonnen usw., die heute unsere Museen bevölkern und die durch unzusammenhängende Dissertationen ästhetischer Professoren geschändet werden.

Aber heute, wo ein feineres geistiges Leben die verschiedenen schöpferischen Manifestationen durchdrungen hat, muß der anekdotische und beschränkte Gesichtspunkt dem bedeutsamen und allgemeinen weichen. Ein graziöser Torso, ein reines Antlitz, eine malerische Landschaft erscheinen uns wie das wundervolle und vielgestaltige Aufblühen ein und derselben unbekannten und in sich selbst unbestimmbaren Kraft, deren Gefühl indessen unwiderstehlich sich unserem Bewußtsein offenbart. So wird uns der Künstler weniger einer selbstherrlich aufgedrängten und umschriebenen Vision wegen, und mag sie noch so harmonisch sein, fesseln, als um seiner suggestiven Kraft willen, die geeignet ist, unseren gedanklichen Aufschwung zu unterstützen, oder als Verzierer unserer Träume, die ein neues Tor zur Unendlichkeit und zum Mysterium öffnen.

Uns scheint, daß Gauguin besser als jeder andre bisher diese Rolle des suggestiven Schmuckes erfaßte. Er arbeitet wundervoll mit Verkürzung der Linie, Synthese der Impression. Jedes seiner Gemälde ist eine allgemeine Idee, ohne daß darum nicht genügend formale Wirklichkeit gewahrt wäre, um die Wahrscheinlichkeit glaubhaft zu machen. In keinem anderen Werk verwirklicht sich so die ewige Übereinstimmung des Seelenzustandes und der Landschaft, wie sie durch Baudelaire so einleuchtend formuliert wurde.

Zeigt er uns die Eifersucht, geschieht es durch ein Flammenmeer von Rosen und Veilchen, wobei die ganze Natur

als mitfühlendes und schweigendes Wesen teilzunehmen scheint. Sprudelt Wasser geheimnisvoll für Lippen, die durstig sind nach Unbekanntem, so fließen in einen seltsam getönten Felsenkessel Wellen eines teuflischen oder göttlichen Getränkes. Anderswo bietet ein unwirklicher Obstgarten seine verhängnisvollen Früchte einer eingeborenen Eva dar, deren Arm ängstlich sich biegt, die Blume des Bösen zu pflücken, während auf ihren Schläfen der rote Flügelschlag der Schimäre rauscht. Dann wieder ist's ein an Leben und Frühling überquellender Wald, Spaziergänger sieht man auftauchen, fern in der glücklichen Ruhe ihrer Sorglosigkeit lassen fabelhafte Pfauen ihre saphirnen und smaragdenen Federn schimmern. Aber der fatale Hieb des ästeschlagenden Holzfällers stellt sich dazwischen und hinter ihm kündet die dünn aufsteigende Rauchfahne das vergängliche Schicksal dieser Feier. In sagenhafter Landschaft erhebt sich dort priesterlich und furchtbar das Götzenbild, und der Tribut der Vegetation quillt auf seiner Stirn in farbiger Lava. Und idyllische Kinder singen auf der Hirtenflöte Edens unendliches Glück, während zu ihren Füßen wie die Geister des Übels die roten heraldischen Hunde bezaubert sich besänftigen. Weiter eine lichte Glasmalerei aus reichen pflanzlichen und menschlichen Blumen, eine lichtumflossene Frauengestalt ihr göttliches Kind auf der Schulter, vor der durch die Blumen hindurch zwei andere die Hände sich in einer seraphischen Geste reichen, aus der, wie aus einem Wunderkelche, die mystischen Worte verhauchen. Über-

natürliche Flora, die betet, und Fleisch, das blüht auf der ungewissen Schwelle des Bewußten zum Unbewußten. Alle diese Bilder und die anderen auch, über die man dieselben Dinge sagen kann, beweisen die innige Übereinstimmung von Thema und Form bei Gauguin. Aber vor allem ist auf ihnen die weise Harmonie der Farben bedeutsam und vollendet das Symbol. Die Töne verschmelzen und widerstehen einander in Abstufungen, die wie eine Symphonie von vielen und verschiedenen Chören singen und ihre wahrhaft orchestrale Rolle spielen.

Solche Behandlung der Farbe, die wie die Musik Schwingung ist, erreicht das Allgemeinste und demnach das Unbegrenzteste der Natur: ihre innere Kraft. Logisch nur war es, daß sie bei der heutigen Beschaffenheit des ästhetischen Gefühls die Zeichnung nach und nach verdrängte, deren suggestive Nützlichkeit fortan an zweite Stelle rückt.

Und hier ist das Ziel, zu dem alle Künste streben und gleichsam der Ort ihrer Vereinigung: das zukünftige Gebäude geistigen Lebens zu errichten, in dem die Poesie als Seelenzustand die ordnende Geste, die Musik die Atmosphäre und die Malerei der wundervolle Schmuck wären. Die bisherigen verstreuten Versuche bedeuten in der Tat nichts, wenn sie nicht die ersten Anzeichen und wie Prophezeiungen dieser Ära idealen Aufbaus sind.

Mehr oder weniger dunkel fühlt die Menschheit, daß ihr augenblicklicher Zustand von bedürftiger und täglicher Wirklichkeit nur vorübergehend ist, und das dumpfe Krachen der alten sozialen Formen ist der bezeichnende

Hinweis auf diese Ungeduld, endlich, nach Sicherstellung der Nahrungsinstinkte, das uneigennütziges Spiel eines geistig sensitiven Lebens zu gestalten.

In ihrer im ungewohnten Anblick der Dinge höchst verwunderten Kindheit errichtete sie zwischen den unentschlingbaren Lianen dieser Außenwelt Zauberschlosser, in denen Feen regieren. Folgte die Periode der Abstraktion, in der sich die wissenschaftlichen Methoden bildeten, die reich an Teilungen, Klassifizierungen, Kategorien aller Art waren. Jeder Gegenstand wurde beiseite genommen, studiert, gewogen, zerschnitten, bestimmt. Der menschliche Geist kam, stolz auf seine Dialektik, dazu, diese als solche zu betrachten und sophistisch, wie Kant es tat, sie als einzig bestehend zu erachten.

Aber die Illusion hielt nicht vor. Stolze Denker warfen dies eitle Instrument weit von sich, dessen Unfruchtbarkeit einer leerlaufenden Maschine vergleichbar ist. Schon die Mystiker fanden in diesen vertrockneten Vernunftschlüssen keine Befriedigung ihres Gefühls und hatten sich wieder auf die Ekstase als geraderen und sichereren Weg zur Erkenntnis geworfen. Aber abgesehen davon, daß dieser Zustand gewöhnlichen Seelen unzugänglich und gefährlich, weil schwindelig ist, läßt die kontemplative Passivität den uns innewohnenden Betätigungsdrang unbefriedigt.

Die Kunst, wie wir sie heute betrachten, die orphische Kunst, scheint also zur rechten Zeit zu kommen, um Nachfolgerin in der Gunst einer schlußfolgernden, diskreditierten gedanklichen Methode zu werden und uns

zu der schönen Eroberung zu führen, sie, die Bestien rührt und die formlosen Felsen zu harmonischer Kadenz bewegt. Wahrhaftig, die Kunst ist der Natur verwandt, da sie Schöpfung ist, und die Schöpfung wiegt eine Idee auf. Denn schöpfen heißt verstehen. Sie schließt also den Bindestrich zwischen Bewußtem und Unbewußtem in sich. Weswegen zu hoffen bleibt, daß durch ein der Schellingschen Intuition — der die Wahrheit ahnte — analoges Vorgehen sich eine Art ästhetischen Agnostizismus bilden wird, der den höchsten Olymp unserer Träume, Götter oder Helden, verherrlichen wird.

Unter allen anderen ist die Malerei jene Kunst, die die Wege ebnet, indem sie den Widerspruch zwischen der sinnlichen und geistigen Welt löst. Und beim Anblick eines solchen Werkes wie des Gauguinschen ertappt man sich, wie man an einen Des Esseintes denkt, nicht an den wahnsinnigen Kranken, den wir kennen, den Sammler lebloser Bibelots, Lieferanten von Hysterien oder chinesischen Gaukeleien, sondern an einen rein geistigen, der aus freier Phantasie den hohen Kampfplatz seiner Träume errichtete. Die lichten Fresken eines Gauguin gäben die Wandbemalung, vor denen geheimnisvoll eines Beethoven oder Schumann Symphonien tönen würden, während die heiligen Worte der Lyrik feierlich die geistige Sage der menschlichen Odyssee skandieren.

A. Delaroche



P. G.
Changement de résidence -

worden, diese dritte Wunde mir nicht entgangen und daß es mir ein leichtes gewesen wäre festzustellen, ob sie mit einem Messer beigebracht worden ist.

Ich erkenne indessen an, daß die beiden anderen Wunden untersucht und sondiert worden sind. Diese Untersuchung erhellte, daß beide von einem mittelgroßen Messer, nicht von einem Nicker herrührten.

Dies Messer soll im Gestrüpp gefunden worden sein.

Wenn nun ein Widerspruch zwischen der Aussage der beiden Frauen und den Beobachtungen besteht, sollte man da nicht eine absichtliche Lüge mutmaßen, die das Gericht irreführen soll?

Einwandfrei aber steht das völlige Verschweigen der dritten Wunde von Anfang bis zu Ende fest, dieser Wunde, die die tödliche war, und deren sie keinen beschuldigen wollte, nicht einmal den Neger.

Ihr Liebhaber, der jeden Tag an ihrem Bett saß, zwang sie mit glühenden Liebesschwüren, denen er Drohungen beigesellte, zum Schweigen. Zu einem Schweigen, in dem das arme Opfer bis zu seiner letzten Stunde verharrte.

Man muß notgedrungen erkennen, daß ein leidenschaftliches Interesse (das Liebe ist) vorliegen muß, um einen Mörder zu retten, der der Liebhaber ist. Und was diesem Verdacht Nachdruck verleiht, ist, daß die schreckliche Verwundung in der Vagina mit einem Stück Holz beigebracht wurde, das alles überallhin zerriß, und von dem einige Splitter (nach dem Geständnis des Opfers) von ihm aus der Wunde gezogen worden sind.

Das ist die Tat eines Eingeborenen. Viele Präzedenzen haben uns über die Marquesischen Sitten und Gebräuche aufgeklärt. Der Wilde bricht durch, wenn die Leidenschaft mitspielt und der Dämon der Eifersucht ihn packt. Er stürzt sich auf diesen Teil und erfindet grausamen und tödlichen Koitus.

Die öffentliche Meinung sowohl als auch die Logik wiesen auf diesen Weg, die Lösung des Geheimnisses zu suchen. Und just dieses unterblieb.

Der Liebhaber wurde niemals verhört oder von der Gendarmerie beunruhigt, niemand wurde über ihn vernommen.

Ich sage ausdrücklich: Die Gendarmerie. Denn der neue Wachtmeister folgt dem Schlendrian seines Vorgängers und will nichts, absolut nichts wissen.

Heute wäre es viel zu spät, und dieser Eingeborene fände so viel falsche Zeugen, wie erforderlich, die ihm nach Marquesischem Brauch sein Alibi nachweisen würden. Wo bleibt in Zukunft unsere Sicherheit, wenn die Gendarmerie, stets von ihren Vorgesetzten gedeckt, an dieser traurigen Tradition weiter festhält, nämlich Kolonisten und Eingeborene zu schikanieren, ohne sie jemals zu schützen.

Ich sage absichtlich: traurige Tradition; denn mit dieser Art des Vorgehens sind stets alle auf den Marquesas begangenen Verbrechen seitens des Gerichtes als unaufgeklärt betrachtet worden und somit ungerächt geblieben. Während das Publikum, auf indirektem Wege unter-

richtet, umgehend die Wahrheit zu erkennen vermochte.

Ist ein Verbrechen begangen, bedroht der Schuldige die Indiskreten mit dem Tode. Und das genügt. Alle — wenn nicht offiziös — schweigen doch offiziell und haben leichtes Spiel mit den Gendarmen, die so gern wenig scharfsichtig sind.

Paul Gauguin.

Gestatten Sie!

Ich möchte Ihnen eine Menschenklasse vorstellen, von der Sie nichts ahnen. Es sind die Kolonialinspektoren. Jeder kostet uns durchschnittlich 50—80000 Franken jährlich.

Sie erscheinen so liebenswürdig wie nur möglich in der Kolonie, sind beauftragt, jeden mitanzuhören, der etwas zu sagen hat, und beträufeln jeden mit Weihwasser.

Bei der Abreise rufen sie: „Endlich! Das wird anders werden, der Minister soll erfahren, was vorgeht.“

Siehst du wohl, da schauste.

In der Tat ändert sich zuweilen etwas. Aber es wird schlimmer. Und der Kolonist sagt: „Ich fall' nicht wieder darauf herein“, was nicht hindert, daß er bei neuer Gelegenheit wieder darauf hereinfällt.

Auch ich will hereinfallen.

Zwei Inspektoren kommen zu uns auf die Marquesas und werden uns als scharmant, liberal, klug, kurz als weiße Raben angezeigt.

Und ich schreibe ihnen:

An die Herren Kolonialinspektoren auf der Durchreise
durch die Marquesas.

Meine Herren!

Sie kommen und bitten uns, ja fordern uns auf, Ihnen alles, was die Kolonie betrifft, schriftlich zu unterbreiten. Ihnen die Reformen anzugeben, die wir wünschen könnten. Und dieses alles mit den Kommentaren zu versehen, die unseren Gedanken entspringen.

Ich für meine Person möchte Ihnen nicht das ewige Schema über Finanzlage, Verwaltung, Landwirtschaft usw. unterbreiten. Das sind schwierige Fragen, die die Eigentümlichkeit haben, daß sie, je mehr man sich dringend über sie beschwert, ja selbst heftig über sie polemisiert, nur desto mehr alle erwähnten Übel vermehren, endlich zum Ruin der Kolonie und zur unverzüglichen Notwendigkeit für den mißhandelten Kolonisten führen, auf die Suche nach einem anderen, besseren, weniger eigenmächtigen und fruchtbareren Land zu gehen.

Ich möchte Sie lediglich bitten, sich persönlich über die Eingeborenen in unserer Marquesischen Kolonie und das Verhalten der Gendarmen ihnen gegenüber zu unterrichten. Und zwar aus folgenden Gründen:

Ein Gerichtshof erscheint nämlich aus Sparsamkeitsrücksichten hier etwa alle achtzehn Monate.

Der Richter kommt also, hat es eilig, sein Urteil zu fällen, und weiß nichts . . . nicht, was der Eingeborene für ein Mensch ist. Sieht vor sich ein tätowiertes Gesicht und sagt sich: „Ein Kannibale“, vor allem, wenn es ihm der

interessierte Gendarm versichert. Und darum, bitte, versichert er es ihm: Der Gendarm zeigt dreißig Kerle an, die spielen und tanzen, und von denen einige Orangewasser getrunken haben. Die Dreißig werden zu 100 Frs. Geldstrafe verurteilt (hier sind 100 Frs. so viel wie 500 Frs. in jedem andern Land), zusammen 3000 Frs. zuzüglich der Kosten, was für den Gendarmen 1000 Frs., sein Drittelanteil an der Strafe ausmacht.

Dieser Drittelanteil an der Strafe ist in allerletzter Zeit aufgehoben worden. Gleichviel! Die Tradition ist da, niedrige Rachsucht kommt dazu, und wäre es auch nur, um den Beweis zu erbringen, daß sie auch nach der Drittelaufhebung ihre Pflicht tun.

Ich mache besonders darauf aufmerksam, daß schon diese Summe von 3000 Frs. nebst Kosten alles übersteigt, was das Tal in einem Jahr aufbringen kann. Um so eher, wenn für das gleiche Tal noch andere Strafabgaben bestehen, was stets der Fall ist.

Auch bitte ich zu beachten, daß die Verurteilung nach den Zyklonverheerungen stattfindet, die alle Brotbaumschößlinge vernichtet haben, was soviel heißt, daß sie sechs Monate lang ihre einzige Nahrung werden entbehren müssen.

Ist das menschlich, ist das moralisch gehandelt?

Der Richter also erscheint, steigt seinem Willen gemäß in der Gendarmerie ab, nimmt dort seine Mahlzeiten ein und sieht nur den Wachtmeister, der ihm die Akten mit seinen Erläuterungen vorlegt ... „der und der ... alle



Räuber usw. Sehen Sie, Herr Richter, wenn man nicht streng mit der Bande ist, werden wir alle ermordet werden . . .“ Und der Richter ist davon überzeugt.

Ich weiß nicht, ob das vernünftig ist . . .

Bei der Verhandlung wird der Angeklagte mittels Dolmetschers vernommen, der keine Nuance der Sprache versteht, vor allem nicht die Amtssprache, die sehr schwer in diese primitive Sprache zu übersetzen ist, es sei denn mit sehr viel Umschreibungen.

So z. B. fragt man den beklagten Eingeborenen, ob er getrunken hat. Er antwortet „nein“ und der Dolmetscher sagt: „Er sagt, er hätte niemals getrunken.“ Ruft der Richter: „Aber er ist ja wegen Trunksucht vorbestraft.“

Der von Natur einem Europäer gegenüber sehr schüchterne Eingeborene, den er für klüger und ihm überlegen hält, in der Erinnerung auch an die Kanone von ehemals, erscheint vom Gendarm, den früheren Richtern usw. verängstigt vor dem Gerichtshof und zieht es vor zu gestehen, selbst wenn er unschuldig ist. Denn er weiß, daß Leugnen eine noch härtere Strafe nach sich zieht. Das ist das Regime des Terrors.

Es muß festgestellt werden, daß ein Gendarm mehreren Eingeborenen ein Strafmandat zugestellt hat, weil sie ihre Kinder nicht in Hochwürdens Schule schicken wollten, eine Religionsschule, eine Freie Schule.

Es muß festgestellt werden, daß der Richter sie verurteilt hat!

Ist das gesetzlich?

Die Gendarmen stehen gegenüber den Eingeborenen auf Posten, die ihnen eine unbeschränkte Macht geben, Gendarmen, deren Aussagen bei Gericht als Beweis gelten, die keiner direkten Kontrolle unterstehen und Interesse daran haben, sich zu bereichern und zu Lasten der armen, aber freigebigen Eingeborenen zu leben. Der Gendarm runzelt die Brauen, und der Eingeborene gibt Hühner, Eier, Schweine usw., sonst wehe, die Strafanzeige.

Wenn zufälligerweise, was seine Schwierigkeiten hat, ein ein klein wenig beherzter Kolonist einen Gendarmen bei einem Vergehen abfaßt, fällt augenblicklich alles über den Kolonisten her. Und das Schlimmste, was daraufhin erfolgen kann, ist eine kleine Standpauke sozusagen vom Leutnant (in stiller Kammer) und seine Versetzung. Der Gendarm hier ist grob, unwissend, käuflich und grausam in der Ausübung seiner Pflichten, aber sehr geschickt sich zu decken. Gibt man ihm ein Trinkgeld, so können Sie sicher sein, daß er Rechnungen darüber besitzt. Wie soll ich offiziell das ausdrücken, was offiziös jeder sagt?

Und ohne Überlegung wird er hier neben seiner Stellung als Gendarm zum Notar, Spezialunteragenten, Steuereinknehmer, Gerichtsvollzieher, Hafenmeister verpflichtet... kurz zu allem, außer zur Garantie, etwas zu wissen und ehrlich zu sein.

Indessen muß man bemerken, daß er stets verheiratet ist, ohne die zahllosen Geliebten zu zählen, die sich ihm immer hingeben, weil sie fürchten, ohne das vorschrifts-

mäßige Weinblatt im Fluß gesehen worden zu sein und in Strafe genommen zu werden.

Ferner ist zu bemerken, daß seine Frau, mag sie niedrigster Herkunft sein, nicht ohne Bedienung auskommt, wozu man heranholt, wen man gerade bei der Hand hat, sei es einen Gefangenen, sei es den Gefängniswärter; und alles zu Lasten der Steuerzahler.

Aber handelt es sich um Verbrechen, Mord . . . ändert sich das Bild gänzlich. Der Gendarm, der an seiner Stellung hängt, beeilt sich, das Vertuschen zu begünstigen und geht nach links, wenn er nach rechts gehen sollte, fragt keine Seele, selbst wenn der Kolonist ihn aufklärt und sagt: „Wenn der Untersuchungsrichter kommt, wird er schon sehen.“

Vergleiche die Verbrechen, insbesondere das letzte (Untersuchungssache in Atuana, Februar 1903).

Neben den Gott sei Dank recht seltenen Verbrechen (denn im allgemeinen ist die Bevölkerung sehr sanftmütig) bleiben einzig die Strafmandate für Trinkerdelikte.

Die Eingeborenen haben keinerlei Zerstreuungen und nehmen in allem und für alles Zuflucht zum Trunk, den ihnen die Natur umsonst liefert, Orangensaft, Kokosnußblüte, Bananen usw., die einige Tage gären und weniger schädlich als unsere europäischen Alkoholika sind.

Seit diesem Trinkverbot, das jüngsten Datums ist und den Kolonisten ein einträgliches Geschäft unterbindet, denkt der Eingeborene nur noch an eins, nämlich ans Trinken;

deshalb flieht er aus den Zentren, um sich anderswo zu verbergen und daher die Unmöglichkeit, Arbeitskräfte zu finden. Ebensogut könnte man ihnen sagen, sie sollten wieder in die Wildnis gehen.

Überdies nimmt die Sterblichkeit zu.

Der Gendarm macht sein Geschäft dabei. Menschenjagd. Wie man sieht, eine höchst moralische Sache.

Ich ersuche daher die Herren Inspektoren, ernstlich diese Frage zu untersuchen, um von den Behörden in Frankreich, den Leuten, die sich mit Recht und Menschlichkeit beschäftigen, zu fordern, was ich von ihnen fordere.

1. Auf daß das Recht auf den Marquesas achtungswert und geachtet werde, wird gefordert, daß die Richter mit den Gendarmen ausschließlich dienstlich verkehren und anderweitig wohnen und speisen. (Dafür werden sie bezahlt.)

2. Der Richter wolle die Berichte der Gendarmen nur nach ernstlicher Prüfung entgegennehmen, sich selbst bei den Kolonisten die offiziösen Auskünfte, die ihm von Nutzen sein könnten, holen und vor allen Dingen nur dann Recht sprechen, wenn der Gendarm gesetzlich vorgegangen ist. Und darum fordere ich, daß die Gendarmeriebetreffenden Vorschriften in den Bureaus der Gendarmerie selbst ausgehängt werden, und daß jede vom Gendarm begangene Überschreitung dieser Vorschrift ein rechtlicher Grund für augenblickliche Amtsentsetzung sei und streng bestraft werde.

3. Ich fordere, daß die wegen Trunkes verhängten Geld-

strafen dem Vermögen des Landes entsprechen. Denn es ist unmoralisch und unmenschlich, daß ein Land, das z. B. für 50000 Frs. Produkte erzeugt, 75000 Frs. Strafe zahlt, abgesehen von Steuern, Naturallieferungen und Hafenzöllen, die, nebenbei gesagt, in eine andre als die Kolonialkasse zur beliebigen Verwendung des Gouverneurs fließen.

Dies verhält sich so, meine Herren Inspektoren. Prüfen Sie während Ihrer Anwesenheit die Zahlen.

Auch fordere ich, daß die Aussage des Gendarmen vor Gericht nicht vor dem Tage beweiskräftig sei, an dem eine ernstliche Kontrolle wie bei uns zu Lande sich ermöglichen läßt, vor dem Tage ferner, an dem die einheimische Bevölkerung (in Kenntnis der französischen Sprache) in der Lage sein wird, gegen den Gendarmen auszusagen, ohne terrorisiert zu werden, ohne auch durch die Hände eines Dolmetschers zu gehen, der überaus verdächtig ist, da er vollständig zur Verfügung des Gendarmen steht (seine Stellung ist davon abhängig), und im übrigen nur sehr unvollkommen französisch spricht, was nachgewiesen werden kann.

Wenn Sie einerseits für sie Ausnahmegesetze machen, die ihnen das Trinken verbieten, während Europäer und Neger es dürfen, andererseits aber ihre Aussagen und Bezeugungen vor Gericht gleich Null sind, ist es unbegreiflich, ihnen zu erklären, daß sie französische Wähler sind, und ihnen Schulen und anderen religiösen Klimbim aufzudrängen.

Seltsame Ironie dieser scheinheiligen Auslegung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unter französischer Flagge angesichts dieses scheußlichen Schauspiels von Menschen, die nur noch Gegenstand für Besteuerungen aller Art und der Willkür von Gendarmen ausgesetzt sind. Und trotzdem zwingt man sie: „Hoch der Gouverneur, hoch die République“ zu rufen.

Kommt der 14. Juli, findet man in der Kasse 400 Frs. für sie, während sie selbst außer ihren direkten und indirekten Steuern über 30000 Frs. Strafe gezahlt haben.

Darum meinen wir Kolonisten, dies sei eine Schmach für die französische Republik, und Sie dürfen sich nicht wundern, wenn Ihnen hier ein Fremder sagt: „Ich bin recht froh, kein Franzose zu sein“, während der Franzose Ihnen sagen dürfte: „Ich wollte, die Marquesas gehörten Amerika.“

Was fordern wir also? Daß Gerechtigkeit Gerechtigkeit sei, nicht leeren Worten nach, sondern tatsächlich, daß man uns zu diesem Behufe kompetente Männer mit bestem Willen hersendet, die an Ort und Stelle die Frage untersuchen und alsdann energisch handeln . . . in aller Öffentlichkeit.

Wenn zufällig die Gouverneure hier vorbeireisen, wollen sie fotografieren und wagt ein Ehrenmann, zu ihnen zu sprechen, sie zu bitten, eine Ungerechtigkeit gutzumachen, bilden eine Grobheit oder eine Strafe die Grundlagen der Antwort.

Dies, meine Herren Inspektoren, ist alles, was ich Ihnen

zu sagen hätte, wenn anders es Sie interessiert. Es sei denn, daß Sie mit Pangloss sagen:

Alles ist zum Besten, in der besten aller Welten.

Mancher weint, mancher greint,

Mancher lacht, mancher lächelt.

Allerhand Nuancen.

In der Gegenwart kann man sagen: „Nie.“

Für die Zukunft wär es dünnelhaft.

Sagt man: „Immer“, ist es Treue.

AURELIEN Scholl war in Verzweiflung, weil er keine Brille mehr fand, durch die er hätte sehen können. Sagte ihm ein Freund: „Sehr einfach! Nimm eine stärkere Nummer.“

„Das ist's ja eben,“ antwortete traurig Aurelien Scholl, „für mich bleibt nur noch der Pudel.“

Das oben erwähnte Wort: „Treue“ nämlich bringt mich auf das Wort Aurelien.

Ich will damit sagen, daß sich alles verkettet und man niemals sicher ist, etwas erfunden zu haben. Man muß sehen und hören können.

Wir verstehen die Dummheit erst richtig, wenn wir sie an uns selbst ausprobiert haben. Mitunter sagt man sich: „Herrgott, war ich dumm“ — just eben darum merkt man, daß man anders hätte handeln können. Leider ist man schon alt, wenn man merkt, daß es Zeit wird nachzudenken.

Lassen wir drum die Dinge wie sie sind, zumal wir sie nicht ändern können, leben wir ohne Schule, folglich ohne Beschränkung.

Im Augenblick beliebt es dem Gendarmeriewachtmeister, den Eingeborenen zu erklären: Er, nicht Herr Gauguin sei der Herr.

Er kann mich . . .

Ein rechtes Stück Unglück.

Seine Wäscherin, die kleine Taïa, ist nicht dumm.

Will sie ihm 50 Pfennige abluxen, sagt sie ihm: „Sie sind viel klug“, und er gibt sie ihr.

Ich bin der Herr und nicht Herr Gauguin.

Wie finden Sie die kleine Taïa? Ich stelle sie Ihnen als echte Marquesierin vor. Große, runde Augen, ein Fischmund und eine Reihe Zähne, mit denen sie eine Sardinenbüchse aufknacken könnte. Aber laßt sie ihr nicht lange, sie äße sie auf. Jedenfalls kennt sie ihren Wachtmeister aus dem Effeß.

Und dieser selbe Wachtmeister mußte einmal bei den Iles Basses einen unfreiwillig Ertrunkenen herausfischen, dem ein Haifisch ein Bein abgefressen hatte. Er zögerte ihn einzusargen, und ungeduldig sagte der Leutnant:

„Worauf warten Sie?“

„Verzeihen, Herr Leutnant, aber es fehlt ein Bein.“—

„Gut, tun Sie ihn ohne sein Bein hinein.“—

„Verzeihen, Herr Leutnant, aber er hat Würmer.“—

„Gut, tun Sie ihn mit Würmern hinein.“

Er ist der Herr, nicht Herr Gauguin.

Auf seiner Brust strahlen in vollem Glanze die Medaillen.

Auf seinem roten Gesicht strahlt ohne Glanz der Alkohol.

Weshalb, warum und füglich wir ihm sein Identitätszeugnis ausstellten, gefolgt von seinem Steckbrief.

Grüßt ihn; denn er ist der Herr. Vorwärts marsch. Die Augen rechts! Hüh, Coco! Achtung! Er schlägt vorn und hinten aus.

ICH entsann mich einiger theologischer Studien in meiner Jugend und einiger späteren diesbezüglichen Überlegungen, auch einiger Diskussionen (der Geist der anderen) und hatte Lust, eine gewisse Parallele zwischen dem Evangelium und dem modernen wissenschaftlichen Geist zu ziehen. Daher der Zwiespalt zwischen dem Evangelium und seiner dogmatischen und törichten Auslegung durch die katholische Kirche, der zu Skeptizismus und Haß führt.

Einige hundert Seiten mit dem Titel: Der moderne Geist und der Katholizismus.

Auf Umwegen, sehr auf Umwegen ließ ich diese Manuskriptseiten zum Bischof gelangen.

Daraufhin, vermutlich, um mich zu erdrücken, ließ man mir als Antwort auf Umwegen einen nach Photographien prächtig illustrierten Wälzer zugehen, der die Kirchengeschichte von Anbeginn an ausführlich behandelte.

Wieder sehr auf Umwegen sandte ich das Buch nebst Beurteilung oder, wenn man will, meiner Kritik zurück.

Damit endete die Diskussion.

Dies meine Antwort auf das Buch:

Vor mir zum Studium, zur Lektüre für einen Profanen ein heiliges Buch.

Frankreich im Ausland. Hm! „Rom“ wäre besser.

Die französischen katholischen Missionen im neunzehnten Jahrhundert.

Sind sie französisch? Das ist zu bezweifeln. Wie dem auch sei. Frankreich schützt, Rom befiehlt . . . erhabenes Konkordat.

430 Seiten in Luxausgabe, Photographien zum Beleg, und 12 ehrwürdige Mitarbeiter.

Ehe ich auf die 96 Seiten der Einleitung, des einzig strittigen Punktes im Buche, zu sprechen komme, will ich hier meiner tiefsten Bewunderung und nicht weniger meinem Abscheu vor dieser (unbestreitbar) bemerkenswerten Arbeit, die den zweiten Teil des Buches ausmacht, Raum geben. Der erbaute Leser kann den Orient ohne das Geographiebuch Elisée Reclus und ohne Kursbuch durchreisen.

„Die Schule zur heiligen Familie in Kairo.“

„St. François Xavier in Alexandria.“

Diese beiden Denkmäler an sich genügen zum Beweis, daß nicht die Kirche sondern die französische Republik das Gelübde der Armut ablegte. •

„Notre Dame de Sion in Ramleh“ und vornehmlich „Les



•

Sœurs de Nazareth“ in Beirut stellen alle Paläste in den Schatten.

Hoffen wir, daß kein neuer Sardanapal diese Paläste in Lustschlösser verwandeln und all diese reizenden Nonnen zu Beischläferinnen machen wird.

Gibt es besseren Beweis gegen diese Kirche als die Schau-
stellung all dieses Goldes, dieser fast unvergleichlichen
Macht in den Händen eines einzigen Menschen, der sich
selbst in den Mantel der Unfehlbarkeit hüllte?

Zweitausend Jahre Christentum und dies ist der Erfolg,
mit der Hilfe aller Fürsten, mit Strömen von Blut und
Tränen, vergossen für die Gier von wenigen, die das Gold
der Gläubigen freiwillig oder mit Gewalt an sich reißen. —
Im Namen der Barmherzigkeit. —

Ist es nicht bezeichnend? Man sagt heutzutage nicht
mehr: „Wir sind groß“, aber man sagt: „Wir sind
reich.“

Die politische Geschichte der katholischen Kirche und
vornehmlich der Werke der Ordensgesellschaften, regu-
lärer Truppen, wird in diesem Buche sehr gut belegt und
ausgezeichnet beschrieben. Fast brutal setzt sie uns einer
infernalen Maschinerie mit vorzüglich organisiertem
Räderwerk, an das man kaum herankann, gegenüber.
Wir wußten es, aber es war gut, daß die Kirche selbst es
uns ausführlich bewies.

Diese politische Geschichte bildet den Hauptteil der Ein-
leitung und interessiert uns nur mäßig. Für die Theologie
bleiben nur wenige Zeilen übrig, wenn anders man eine

Reihe von Argumenten, die erklären sollen, warum man zu dieser Kirche gehört, mit Theologie bezeichnen kann. Eine Reihe von Argumenten, die für den aufmerksamen und an derlei gewohnten Leser durchaus merkwürdig und widerspruchsvoll sind, die aber mit dieser den Schülern Loyolas so eigentümlichen spitzfindigen Rhetorik in ihrem eigentlichen Sinn entstellt, der Wahrheit betrügerisch ähnlich sehen.

Prüfen wir sie einen Augenblick.

Auf Seite 4. Die Vernunft leitet die Philosophie.

„ „ 8. Die dritte Art der Abgötterei, der Glauben an die öffentlichen und nationalen Götter vernichtet einen anderen wichtigen Bestandteil der Kultur: den Frieden. Die Kultur kann zur Basis nicht die Lüge haben.

„ „ 10. Die Abgötterei aber, unfähig, Gesellschaft und Individuen durch Moralgesetze in Ordnung zu halten, haben diese Ordnung durch den Kunstgriff einer starken Hierarchie, die die Völker in Ruhe hielt, gesichert.

Widerspruchsvolle und künstliche Schlußfolgerung.

Aber weiter!

An einer anderen Stelle: Platon sagte: „Den Erschaffer und den Vater aller Dinge kennenzulernen, ist ein schwieriges Unterfangen und hat man ihn erkannt, kann man es unmöglich allen sagen.“

Auf Seite 12. Anstatt einer Adelskaste zu gehören, gehört China einer Kaste von Gelehrten, und die Intelligenz hat alle Rechte.

Hier wollen wir diese Mitteilung vervollständigen. — In der Tat hat in China die Intelligenz alle Rechte, und alle Ämter werden durch Wettbewerb unter diese Gelehrten verteilt. Aber diese Gelehrten können ebensowenig eine Kaste sein, wie heutzutage die Gelehrten in Europa eine Kaste bilden. Jeder hat zu ihr Zutritt.

Es ist festzustellen, daß Plato, Confucius und das Evangelium sich völlig über den Punkt der von einem intellektuellen Adel zu regierenden Gesellschaft einig sind, einem intellektuellen Adel, der von Gerechtigkeitsgefühl beseelt, auf Vernunft und Wissenschaft begründet ist und den Unfähigen nur sehr einfache Anstandsgesetze lehrt, so das Gesetz Mosis, das die Schriftgelehrten öffentlich verkündeten, sei es durch die Klarheit der mündlichen Lehre, sei es durch die Einfachheit einer leicht faßlichen Schrift.

In diesem Punkte ist das Evangelium ausführlicher und scheint die Schlußfolgerung aller Philosophien zu ziehen. Es scheint in äußerster Klarsicht die Zukunft zu erkennen und warnt ohne Unterlaß vor einer Kirche, die nicht auf Wissenschaft und Vernunft gegründet wäre. „Wahrlich, ich sage euch, euer allein ist das Himmelreich. Zu den anderen aber wird man nur in Gleichnissen reden, damit ...“

Es predigt Einfachheit, Armut selbst, Verachtung aller Reichtümer.

Betrachten wir im Gegensatz hierzu das Vorhergegangene, so erhellt hieraus, daß diese Kirche durch vollkommene Negierung solcher Vorschriften sie einerseits in Anspruch nimmt, aber andererseits zugibt, daß sie den Kunstgriff einer starken Hierarchie benötigte, die die Völker in Ruhe hielt.

Sie fügt hinzu: „Als alle Philosophien und alle Religionen sich unfähig erwiesen hatten, das Leben zu ergründen und die Pflichten festzulegen, da erschien Christus. Durch ihn kommt der auf Vernunft begründete Glauben in die Welt und die Vernunft erhebt sich zur Gewißheit des Glaubens.“

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Tu deinem Nächsten so, wie du wolltest, daß er dir tu’.

Verzeihung! Dies gehört nicht dem Evangelium sondern Confucius an (Buch Tchoung-youngow). Wenn der Autor sagt: „Da erschien Christus“, irrt er sich wesentlich. Denn die Messiaslehre wurde, nachdem sie lange rein astronomisch war, mindestens 3000 Jahre vor der christlichen Ära eine irdische Lehre.

Der Christus des Evangeliums ist somit nur die Fortsetzung Jatus, des alten Messias, mit dem Unterschied, (ein Unterschied, den die Kirche zu leugnen sich bemüht), daß er wesentlich wird (Menschensohn). Was im übrigen die einzige verständliche, vernünftige und menschliche Basis ist, wenn die Wissenschaft jede Übernatürlichkeit als Basis des unzivilisierten Aberglaubens vernichtet hat. Aberglauben, der Kunstgriff ist.

Die katholische Kirche hat sich seit Beginn der christlichen Ära durch fünf Jahrhunderte hindurch bemüht, trotz des Widerstandes einzelner, die ganze Größe der neuen Philosophie, deren Tragweite sie nicht verstand oder nicht verstehen wollte, durch den Kunstgriff zu ersetzen.

Es ist ihr gelungen. Das will sie sagen.

Auf Seite 18. Daß es seither gelang, diese zivilisierende Moral an Stelle des Irrtums, der Leichtgläubigkeit, der Rassenfeindschaft und des Egoismus der Leidenschaften zu setzen, wurde zur größten geschichtlichen Tat. Seit Christi Geburt hat sie sich mit Hilfe der Apostel unaufhaltsam durch die Jahrhunderte bis zum heutigen Tage durchgesetzt.

Auf Seite 21. Christus war das Problem aller Schulen und die meisten sahen in ihm nur den Menschen, was gleichbedeutend damit war, die Kirche nur als menschliche Einrichtung anzuerkennen.

Somit ist die Situation, die die katholische Kirche schaffen wollte, deutlich erwiesen, d. h. die allgemeine Vernunft zurückzustoßen, die alte Abgötterei fortzusetzen, die neue menschliche Philosophie mit Füßen zu treten, die so geeignet für das zukünftige Glück aller schien, da sie alle Fortschritte enthielt, die der Mensch auf die Wissenschaft

gestützt nach dem Beispiel Jesu des Menschensohnes erwerben kann.

Aber als Entschuldigung bedienten sie sich der Notwendigkeit eines Kunstgriffes, um die unterworfenen Völker nach Gutdünken zu lenken, während sie (und hier der Widerspruch) die Kirche auf den Satz gründet: „Auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Auf diesem Felsen, der die Vernunft selbst und nicht der Aberglauben ist.

Und wozu auch dieses merkwürdige, spitzfindige Argument, das jeden zu betrügen geeignet ist.

„Durch Christus ist der Glauben auf der Vernunft begründet und die Vernunft erhöht sich zur Gewißheit des Glaubens.“ Auf französisch besagt das nichts, aber eine ganze Welt steckt dahinter.

Nämlich diese Vernunft, die in der Erhebung nur vernünftig wird, indem sie den Aberglauben als Gewißheit nimmt, diesen arglistigen Aberglauben, ist die einzige, mit der man die Völker führen kann.

Alle Mitarbeiter tun gut daran, diese wenigen trügerischen Seiten in der dokumentierten und politischen Geschichte dieser Kirche zu ersäufen, dieser Kirche, die in der Eroberung der Welt durch Terror, Blutbad und Hilfe aller Könige mächtig wurde.

Wo bleibt bei alledem die Vernunft, ja selbst der Glauben, soll es nicht nur Häufung aller Macht und Geldmittel bedeuten.

In Summa baut dieses Buch (abgesehen von ihren verabscheuungswürdigen Mitteln) ein üppiges Gebäude aus

Marmor und Gold, nicht aber das Gebäude Petri, das Gebäude des Evangeliums vor uns auf.

In der politischen Geschichte der Missionen ist eine Stelle in diesem Buche ihrer heutigen Aktualität wegen zu notieren.

Der Verfasser spricht über Confucius und sagt: „Da sie bei ihm einen Teil der christlichen Wahrheiten fanden, waren sie der Meinung, daß seine Autorität sie schützen würde. Den meisten Jesuiten erschien es übertrieben, unter dem Vorwand einer möglichen Gefahr Manifestationen zu untersagen, die unschuldig sein konnten und denen 400 Millionen Menschen nicht entsagen würden.

Die Jesuiten lebten bei Hofe oder in der Provinz und machten bei den Mandarinern die nützlichsten Eroberungen.

In dieser Elite hatten sich die Lehren des Confucius am reinsten erhalten.

Endlich annulliert der Papst Benedikt XIV. durch die Bulle „Ex quo singulari“ alle Dispense und verdammt die chinesischen Zeremonien endgültig. Von diesem Augenblick an stockt die Verbreitung des Glaubens, und sein Weg wird zum Leidensweg.

Sie selbst also gestehen, daß China ihnen alle Tore bis zu dem Tage geöffnet hatte, wo die Missionare auf päpstlichen Befehl ohne Dankbarkeit für die reichlich emp-

fangene Gastfreundschaft ihr willkürliches und unduldsames Regiment zu entfalten begannen und die von mehr als 400 Millionen Menschen angenommenen Zeremonien verdammt, um sie durch neue Zeremonien zu ersetzen.

Und für ein solches Werk sollten wir unsere Kinder nach China zum Kampf gegen die senden, die wieder Herren ihres Landes und Glaubens werden wollen!!

So sieht das berühmte Gewissen der christlichen Armee aus.

Fassen wir zusammen und machen wir Schluß mit dieser Salbaderei.

Im zwanzigsten Jahrhundert ist die katholische Kirche eine reiche Kirche. Sie hat alle philosophischen Texte ausgeraubt, um sie zu verfälschen und die Hölle siegt. Das Wort bleibt.

Nichts vom Worte ist tot. Die Veden, Brahma, Buddha, Moses, Israel, die griechische Philosophie, Confucius, das Evangelium. Alles besteht.

Ohne Träne, ohne wucherische Kompromisse haben Wissenschaft und Vernunft allein außerhalb der Kirche ihre Tradition gewahrt.

Als Religion besteht die katholische Kirche nicht mehr. Zu spät, sie retten zu wollen.

Stolz auf unsere Eroberungen, zuversichtlich für die Zukunft rufen wir dieser grausamen und heuchlerischen Kirche zu: „Halt!“

Sagen wir ihr, daß wir sie hassen, und warum wir sie hassen.

Der Missionar ist kein Mensch, kein Gewissen mehr. Er ist ein Kadaver in der Hand einer Ordensgemeinschaft. Ohne Familie, ohne Liebe, ohne eines jener Gefühle, die uns wertvoll erscheinen.

Man sagt ihm: „Töte“ — und er tötet. Gott will es so.

„Erobere dies Stück Land“ — und er erobert es.

„Reiß, die Hostie in der Hand, diese Erbschaft an dich“, und er tut es. Deine Schätze? Kein Stückchen Erde, das du nicht den Gläubigen unter Versprechung der ewigen Seligkeit entrissen hättest, der du dir alles Käufliche schenken läßt, bis zur Prostitution.

Arme Taucher, die ihr von Haifischen bedroht, auf den Grund des Meeres taucht, um Perlen zu fischen. Das Zeichen des Kreuzes bezahlt euch.

Man versteht, ihr Herren, eure Kniffe.

Der moderne Mensch liebt den Schmutz nicht und der Missionar, der den heiligen Labrus mit den verlausten Lumpen heilig sprach, wird gewöhnlich Lausbart genannt.

Durch sein Keuschheitsgelübde gewissermaßen entmannt, gibt er uns das traurige Schauspiel eines impotenten Krüppels oder eines Menschen, der in einem blöden und unnötigen Kampf mit den heiligen Bedürfnissen des Fleisches liegt, der ihn sieben von zehn Malen zur Sodomie, zu den Trappisten oder ins Gefängnis treibt.

Der Mann liebt die Frau, erfaßte er's, was eine Mutter ist.

Der Mann liebt die Frau, erfaßte er's, was es heißt, ein Kind lieben. Seinen Nächsten lieben.

So sehe ich denn auch mit Trauer und Ekel diese Herde ungesunder und unreinlicher Jungfrauen vorbeiziehen — diese barmherzigen Schwestern —, die mit Gewalt aus Elend teils, teils aus Aberglauben aus der Gesellschaft vertrieben wurden, um einer räuberischen Macht zu dienen.

Das eine Mutter? Das ein Mädchen? . . . Niemals!

Ich ein Künstler, verliebt in die Schönheit, die schönen Harmonien rufe: Das eine Frau? Nein! Nein!

Gehirne, unfähig geistig zu sein, ohne andres Lebensbewußtsein als Speise und Trank, ohne andres wirkliches Ziel als das, einer Regel zu gehorchen, bedeckt mit einem scheinheiligen Gewand, verächtlich von anderen männlichen Jungfrauen geleitet.

Ich will annehmen, daß die zwar an Belegen reiche Geschichtschreibung und die Polizeiberichte Verleumdungen seien: so der Zustand der Klöster in der Zeit, wo Johanna, die Mönchshure, zur Päpstin Johanna wurde, so auch Diderots Geschichte einer Nonne in der Revolutionszeit, so die Entdeckung der zahlreichen Leichen der bei ihrer Geburt getöteten Kinder, als man das Erdreich in den Gärten alter Frauenklöster gründlich umgrub — ich will annehmen, daß dies reine Verleumdungen sind, und doch bleibt nichts destoweniger ein trauriger, unnatürlicher, grausamer und also unmenschlicher Zustand bestehen.

Befreien wir uns von dieser Sentimentalität, die die Maske

des Gefühls ist, diesem falschen Respekt vor einem Kleid (der religiösen Tracht). Betrachtet die Schwestern in den Kolonialhospitälern und ihre Vorgesetzten, die Männer, näher. Im allgemeinen brauchen sie zu ihrer Bedienung mehr Menschen als die Kranken. Am Krankenbett spielen sie den dummen August. Einige unter ihnen immerhin sind brave Landmädchen, die höchstens Mitleid erwecken können, und hie und da den Soldaten Kuchen schenken, um sie in die Messe zu kriegen. Während die Männer, die aus allen Nationen zusammengewürfelt sind (französische Mission), für die kleinen Chinesen, Reparatur und Unterhaltung der Kirchen und Abonnements für die Publikation (die Propaganda des Glaubens) sammeln. In solchem Traktätchen stand: „X 50 Frs. für Gelingen eines Geschäftes.“ Man sieht, das ist erbaulich und veranschaulicht uns die Größe der Kirche. (Die französische Mission im neunzehnten Jahrhundert.)

SCHULEN und Schüler.

Paul ist Schüler von Rembrandt, Heinrich ist Schüler von Paul, Bonnat ist Schüler von Heinrich. Fortsetzung folgt . . .

Eine Karikatur von Daumier. In der Landschaft einige Maler. Der erste kopiert die Natur, der zweite kopiert, der dritte kopiert den zweiten . . . Fortsetzung folgt.

Einer klatscht ab, der andre klatscht den Abklatsch ab, . . . und man signiert.

Die Natur ist weniger nachsichtig. Nach dem Maultier ist Schluß.

Paul stirbt Hungers mit Ersparnissen.

Sein Bruder Heinrich stirbt an Magenverstimmung ohne Ersparnisse.

Wer ist der Klügere? Jean qui pleure, Jean qui rit.

SIE liebten sich in aller Zärtlichkeit und diese Liebe dauerte so lange es ging. Bis zu dem Tage, an dem der Liebhaber weniger naiv, ermüdet, mit abgekühlter Leidenschaft bemerkte, daß sein Schatz vielleicht nur ein schreckliches Scheusal war.

Scheusäler lieben es nicht, sitzengelassen zu werden.

So fiel es denn dem Abbé Combes eines schönen Tages gehorsam dem Volkswillen ein, seiner früheren Geliebten einen Teil dieses Willens mitzuteilen.

Zahlreiche Zuhälter, die, starrköpfig wie Bretonen, die Schöne beschützten, verteidigten ihr Mensch (Dankbarkeit des Bauches gewißlich). Sie übernahmen die Kloakenreinigung, und alle Fäkalien der Schwestern überfluteten mit all ihren Wohlgerüchen die Boten des Abbé Combes. Vertreibe den Unrat, und er kehrt im Galopp zurück.

Die Bretagne, die Vendée waren im Begriff, sich zu erheben: nicht mehr Nachttöpfe, Kanonen würden aufahren. Wehe! Dreimal wehe! Non bis in idem.

Dennoch sollte man sich nicht darauf verlassen . . .

Die Armee . . . Das christliche Gewissen.

Du wolltest mit deiner alten Liebsten den Schlaunen spielen, dem Scheusal, das du so sehr geliebt. Nun hast du's. Es hing an einem Haar. Du wußtest es nicht, daß man in der Armee mehrere Sorten von Gewissen hat. Ein Gewissen, das es zuläßt, ja befiehlt, ohne Mitleid Männer, wehrlose Frauen, ja Kinder zu töten, wenn sie zur Kommune gehören.

Und ein andres Gewissen, das die Verhaftung von Zuhältern verbietet, die Nachttöpfe auf die Köpfe der Gendarmen leeren.

Während sie ganz bereit sind, in China die Chinesen zu massakrieren, die sich nicht von den Christen alles gefallen lassen wollen.

Unser gutes, so edelmütiges und ritterliches Frankreich, das immer bereit ist, in den Krieg zu ziehen, um den Engländern den Opiumverkauf zu erleichtern, und wieder in den Krieg zu ziehen, um das Alte und das Neue Testament zu verkaufen.

Und der Papst, der nur noch dieses blöde Frankreich zur Unterstützung seiner Missionen hat, will nicht böse werden. Und spricht: „Wir könnten die Scheidung verlangen. Aber aus Prinzip erlauben es unsre Prinzipien nicht. Wir erkennen die Scheidung nicht an.“

Und das Scheusal bleibt ein Scheusal.

Ein Schlaukopf unser Heiliger Vater, der kleine Leo. Er ist einzig in seiner Art.

Allen denen, die ihn bitten, Konzessionen zu machen

und fortschrittlich zu sein, antwortet er unweigerlich: „Konzessionen! Aber das wäre unser Tod. Wir brauchen Zeit, unsre Kasse zu retten.“

Und um Zeit zu gewinnen, erfindet er einige Dogmen. Das heilige Schweiß Tuch, das, wie eine photographische Platte in Lourder Wasser getaucht, wahrscheinlich durch Ausstrahlung wie der Leib unsres Heilandes Jesu Christi hunderte von Exemplaren ergibt.

Wir erwarten für demnächst auf den Marquesas eine große Kollekte, um eins dieser außerordentlichen Exemplare anzuschaffen. Die Piaster werden klingen.

Alle Tage erscheinen die Eingeborenen, die mich für einen Gelehrten halten, um Auskünfte einzuholen. Was soll ich ihnen antworten? Ich müßte neue gründliche Studien über klerikale Chemie aufnehmen und fühle mich bei meinem Alter dazu nicht mehr kräftig genug. Und so antworte ich ihnen: „Fragt den Wachtmeister. Er ist der Herr.“

Noch einer mit Gewissen! Wie Gummi elasticum. Man muß ihn sehen, wie schön er ist, wenn er sagt: „Meine Pflicht.“ Und die Wichtigkeit, wenn er erzählt: „Mein Lieber, ich habe eben bei einer Jungfrau geschlafen.“ Allerdings sagt im nächsten Monat der Oberstabsarzt im Lazarett: „Was ist denn das? . . . Geben sie ihm Protojodur mit Quecksilber.“ Kleine Jungfrauen, die Gift verkaufen. Wie Pissarro sie malt.

Du wirst, Pariser Leser, behaupten, daß ich mit den Gendarmen aufschneide. Komm in die Kolonien, vornehm-

lich auf die Marquesas, und du wirst sehen, ob ich aufschneide. Du tätest besser daran, wenn du einigen Einfluß hast, es dem Minister zu stecken.

Im übrigen bin ich noch nicht fertig und werde noch verschiedentlich über sie zu berichten haben.

ALS ich vorhin von meiner Kindheit in Lima sprach, vergaß ich, euch etwas über den spanischen Dünkel zu erzählen. Es dürfte euch interessieren.

Früher gab es eine Art indianischen Friedhof in Lima, Kästen und Särge in diesen Kästen. Und Inschriften aller Art. Kam ein französischer Industrieller, Herr Maury, auf den Gedanken, die reichen Familien aufzusuchen und ihnen in Marmor gehauene Gräber anzubieten. Es gelang auf's Trefflichste. Einer war General, der andre ein großer Kapitän usw. . . . lauter Helden. Er hatte sich zu diesem Behufe mit einer gewissen Anzahl Photographien nach in Italien ausgeführten Monumenten versehen. Er hatte einen Riesenerfolg. Jahrelang liefen zahlreiche Schiffe voll von in Italien ausgehauenen Marmors ein. Es war sehr billig und sah nach sehr viel aus.

Wenn ihr jetzt nach Lima reist, werdet ihr einen Friedhof sehen, wie es keinen zweiten gibt und alles, was es an Heldenmut in diesem Lande gibt, kennenlernen.

Der alte Maury wurde schwerreich dabei.

Seine zwar sehr einfache Lebensgeschichte ist erzählenswert.

Ein sehr großes Haus in Bordeaux war einstens in ein sehr großes Geschäft verwickelt, das es für verloren hielt. In diesem Hause nun war ein ganz junger Angestellter, der junge Maury, den man als sehr begabten Jungen erkannt hatte.

So sandten sie diesen jungen Mann mit allen zur Beitreibung der Außenstände nötigen Vollmachten nach Lima und schlossen mit ihm einen diesbezüglichen Vertrag ab, wonach er gewisse Prozente vom beigetriebenen Geld erhalten sollte, was ihrer Ansicht nach keine bedeutende Summe ergeben würde. Sie irrten sich, denn der junge Maury war so geschickt, daß er fast alles rettete.

Von Stund an besaß er ein sehr hübsches Kapital, war in Lima eingeführt und blieb gerne da. Er richtete ein anständiges Hotel ein, dann zwei, später mehrere; er war es, der für die Kirche eine geschnitzte Kuppel nach Maß bestellte, die aus Stücken bestand, die nur auf die alte Kuppel aufgeschraubt zu werden brauchten. Meine Mutter, die in der Pension zeichnen gelernt hatte, verfertigte eine wundervolle, d. h. scheußliche Federzeichnung dieser Kirche und ihres umgitterten Gartens.

Als Kind fand ich die Zeichnung sehr hübsch. Und dann, Sie verstehen, war es meine Mutter.

In Paris sah ich den greisen Herrn Maury mit seinen beiden Nichten, seinen einzigen Erbinnen, wieder. Er besaß eine sehr schöne Vasen-Sammlung (Inka-Keramik) und vielen rein goldenen indianischen Schmuck.

Wo mag das alles geblieben sein?



TEAA